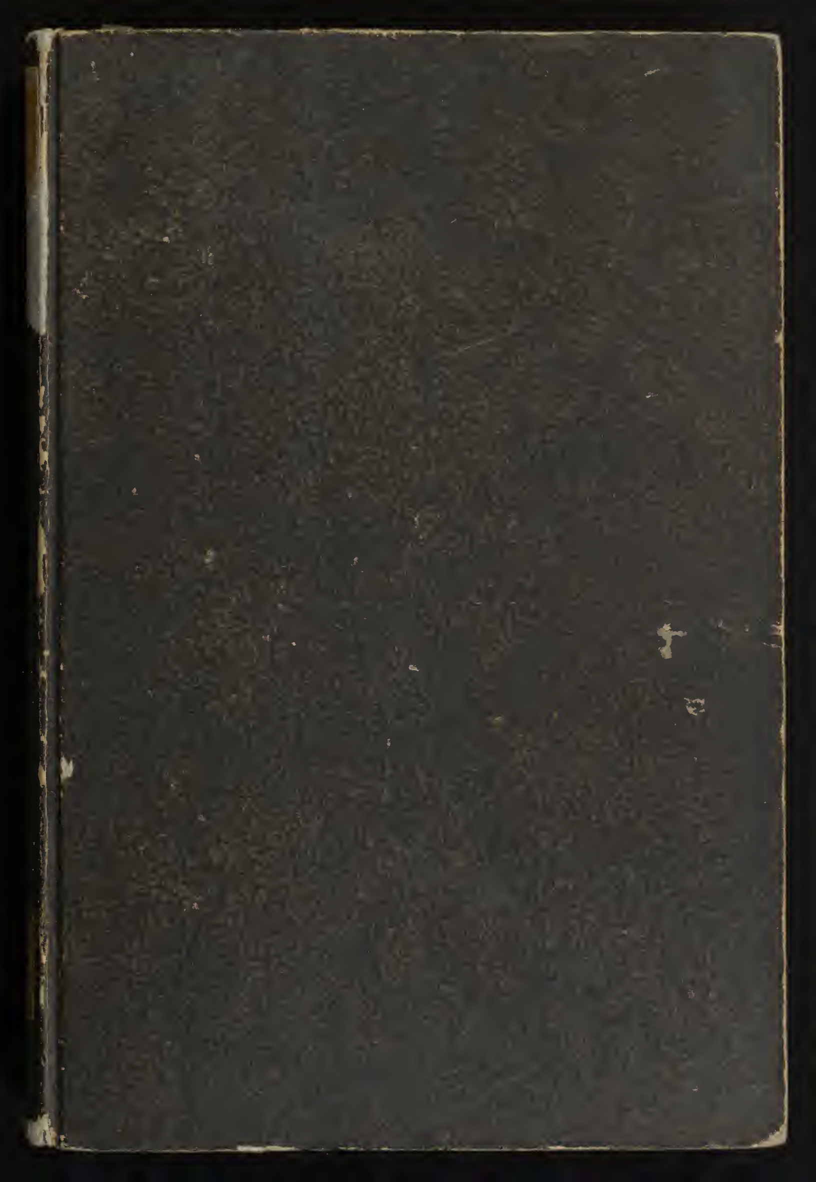
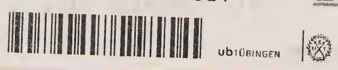



m
ch
he
ht
en
der
hat
in
nd
hre
n=
ei=
are
en
u=
nnt
um
och
zen
ine
hts
ches
rte,
hen
ar,
ist,
Ge=
cht
Es
ter=
den
nker
er's,
ber=
ente
sich



Ein Trupp eingefangener Sklaven auf dem Weg nach Tette.

Ein Trupp eingefangener Sklaven auf dem Weg nach Tette.

Livingstone's
Entdeckungsreisen am Zambesi.
(Fortsetzung.)

4. Weitere Reisen bis zum Anfang des Jahres 1864.

Am 23. November 1860 traf Livingstone nach etwas mehr als sechsmonatlicher Abwesenheit wieder in Tette ein. Nach zehntägiger Rast wurde zum letzten Male der mit großer Mühe zusammengeflickte „Asthmatiker“ bestiegen, um zur Küste hinabzufahren. Kaum konnte indeß das erbärmliche Fahrzeug flott erhalten werden; jeden Tag gewahrte man einen neuen Leck; das Wasser drang fast in alle Räume herein. Am 21. Dec. fuhr das Schiff auf eine Sandbank auf, und da der Strom über Nacht bedeutend stieg, waren am andern Morgen nur noch die Spitzen der Masten sichtbar. Glücklicher Weise wurde der größte Theil der Ladung gerettet; die Reisenden mit ihrer Mannschaft feierten Weihnachten auf einer Flußinsel und fuhren dann auf den von Senna herbeigeschafften Booten weiter. Am 4. Jan. 1861 liefen sie in den Kongone ein, vor dessen Mündung am 31. der „Pionier“, das ihnen von England zugeschickte Schiff, zwei Monate verspätet, anlangte. Zu gleicher Zeit trafen auch schon die Missionare ein, welche, angeregt durch Livingstone's seitherige Forschungen, die Universitäten Oxford und Cambridge an die Ufer des Schire und Nyassa sandten. Die kurze Geschichte dieser centralafrikanischen Mission unter dem sel. Bischof Mackenzie wird in diesen Blättern ausführlicher besprochen werden, daher übergehen wir hier den Theil von Livingstone's Reisen, der mit derselben verflochten ist, um ihm noch an die Ufer des nördlich vom Kap Del-

gado mündenden Rovuma und in den Westen des Nyassa zu folgen, wohin er im Auftrage der englischen Regierung seine Blicke nun zu richten hatte. Nachdem Livingstone den Bischof beredet hatte, vorerst sich nicht landeinwärts zu wagen, begleitete ihn derselbe auf der nächsten Fahrt. Keine Sandbarre versperrt, wie bei andern afrikanischen Flüssen, die Einfahrt in den schönen Rovuma, aus dessen weiter Bai das Auge schon auf das Hochland hinüberschweifen kann. Etwa drei Stunden von seiner Mündung hören die Wurzelbäume auf und zu beiden Seiten erheben sich reich bewaldete Bergreihen. Die wenigen Einwohner scheinen arabischer Abkunft und in kümmerlicher Lage zu sein. Die Wasserfülle des Rovuma entspricht aber nicht der des Zambesi, und zudem hatte man sich um etliche Monate verspätet; so zeigte sichs bald, daß der „Pionier", so vortrefflich auch seine Bauart war, mit seinen fünf Fuß Tiefgang zur Untersuchung dieses Flusses nicht taugte. Livingstone mußte umkehren, um nun vorerst die Missionare den Zambesi hinauf zu führen. Wie manche Geduldsprobe und wie mancher Zeitverlust entsprang daraus auch auf dem Schire, wenn zuweilen nur zwei bis drei Zoll Wasser fehlten, um das auf einer Sandbank festsitzende Fahrzeug wieder flott zu machen!

Im September 1862 kehrte die Expedition mit Flußbooten auf den in ziemlich geradem Laufe dahinströmenden Rovuma zurück, dessen Fluthbett aber so vielfach gekrümmt ist, daß die Boote oft drei Stunden Wegs machen mußten, um eine einzige in gerader Linie zurückzulegen. Die mitgebrachten Makololo und Mokadamo hatten hier Mühe, sich den Eingebornen verständlich zu machen und sie zu verstehen. Einmal überfiel eine Horde der Letzteren die Reisenden in verrätherischer Weise mit Flinten und vergifteten Pfeilen; die Schüsse flogen aber über deren Köpfen hin, und einige Schüsse in die Luft von Seiten der Angegriffenen zerstreuten die Feinde. Weiter stromaufwärts fand sich ein ziemlich lebhafter Handel mit Salz und Reis; 30—40 Stunden von der Küste entfernt waren die Eingebornen, obgleich zum selben Stamme gehörend wie jene Wilden, höflich und zuvorkommend. Weiter als 75 Stunden stromaufwärts konnte man aber im Boote wegen der jetzt beginnenden Felsen und Stromschnellen nicht kommen. Sichere Kunde über den Ursprung des Flusses war nicht zu erlangen. Einige behaupteten, er komme aus dem Nyassa; ein Mann nahm es sogar sehr übel, daß seiner Versicherung, er habe das mit eigenen Augen gesehen, nicht ohne Weiteres Glauben ge-

schenkt wurde; den Reisenden schien aber die andere Aussage wahrscheinlicher, daß der Rovuma aus West-Nord-West komme und sein Nebenfluß Liende in den Bergen im Osten des Nyassa entspringe. Jedenfalls wäre der Landweg zum See von hier aus so viel länger gewesen, als die nicht schiffbare Strecke des Schire bei den Murchison'schen Wasserfällen, daß die Expedition den bekannten Weg dem unbekannten vorzog und den Strom wieder hinabfuhr mit der Ueberzeugung, daß er sich höchstens acht Monate zur Schifffahrt eigne.

Eine ungewöhnliche Dürre hatte in diesem Jahre das Zambesithal zwischen dem Lupata-Rücken und den Kebrabasa-Hügeln betroffen und sich nach Nordosten über die schönen Mangandscha-Berge erstreckt. In Tette hatte der Hunger die meisten Sklaven weit fort in die Wälder getrieben, wo sie mit wilden Beeren ihr Leben zu fristen hofften. Alle Geschäfte standen still; Träger waren gar nicht zu bekommen, und die Kaufleute hatten Mühe, für sich selbst und ihre Familien die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen. Und welch' trauriges Bild bot im Januar 1863 das einst so reiche, schöne Schirethal dar! Außer dem Hunger hatte da der wieder freigelassene Sklavenjäger Mariano seine Geißel geschwungen. Am Fuße des Morambala sah man die ausgehungerten Bewohner eines Dörfleins nach Wurzeln, wilden Beeren, Insekten, kurz nach allem suchen, was nur irgend eßbar war; Mariano's Leute hatten sie all ihrer Nahrung, ja sogar ihrer Kleidung und ihres Schmuckes beraubt, so daß sie jetzt mit Schürzen von Palmblättern ihre Blöße deckten. Meilenweit war das Land verödet, seine Bevölkerung fortgeschleppt oder dem Hunger erlegen. Täglich sah man auf dem Fluß Leichname dahertreiben, und am Morgen mußten die Ruder von den todten Körpern befreit werden, welche die Fluthen bei Nacht herbeigeschwemmt hatten. Grabesstille herrschte, wo vor anderthalb Jahren noch fröhliche Volkshaufen die Erzeugnisse ihres Fleißes zu Markte brachten; die Dörfer waren niedergebrannt; Tingane war erschlagen worden, die noch übrigen seiner Unterthanen irrten beraubt und flüchtig umher. Ueberall Modergeruch und Verwesung. Skelette lagen noch an der Stelle, wo der Tod den müden Wanderer ereilte, der sich nicht weiter zu schleppen vermochte. Gespenstisch aussehende Knaben und Mädchen mit halb erloschenen Augen kauerten da und dort vor einer Hütte; noch einige Tage qualvollen Hungers, und auch sie waren vermuthlich unter den Todten. Der Schire wimmelte von Krokodilen; auf einer einzigen Sandbank

zählten die Reisenden deren 67, und schauerlich war's zu sehen, wenn einige dieser häßlichen Ungeheuer sich um einen daherschwimmenden Leichnam stritten. Eine völlige Muthlosigkeit hatte sich der Ueberlebenden bemächtigt. Kaum versuchten sie noch, ihre Felder zu bauen, und jeder Vorschlag zu ihrem Wohl wurde nur mit einem wimmernden: „No, no“ (Ach! ach!) beantwortet. Tief durchdrang die Reisenden beim Anblick dieser entsetzlichen Verwüstung, dieses namenlosen Jammers das Gefühl, daß sie nur den kleinsten Theil von all dem Elend gesehen, das der abscheuliche Handel mit Menschenfleisch über weite Strecken Afrikas bringt.

Auch im obern Schirethal standen manche Dörfer verödet, deren Einwohner sonst mit den Reisenden verkehrt hatten. Die Hütten waren vollkommen erhalten; die Mörser, um das Korn zu stoßen, die Steine, um es zu mahlen, die Wasser- und Biertöpfe standen unversehrt da; die meisten Thüren waren geschlossen, als wären die darbenden Bewohner in die Wälder hinausgegangen, um nach Nahrung zu suchen. Oeffnete man die Thüre, so traf häufig das Auge auf Skelette, deren unnatürliche Lage die Vermuthung weckte, sie seien ohnmächtig hingesunken, als sie eben nach etwas haschen wollten, den nagenden Hunger zu mildern. Die Reisenden selbst waren ganz auf ihre mitgebrachten Vorräthe angewiesen; denn obgleich Büffel in Menge an den Ufern des Flusses vorhanden waren, und man ihre Spuren deutlich sehen konnte, war es in dem mannshohen Gras nicht möglich, ihnen zu nahen, ehe die Büffelvögel ihr Alarmzeichen gaben und die Heerde die Flucht ergriff. Ohne Zweifel hatten die vergifteten Pfeile der Eingebornen diese Thiere vorsichtig gemacht. Weiter nach Norden gewährte den Reisenden einmal eine verlassene Hütte ein Obdach für die Nacht. Außerhalb derselben hielt eine Schaar Turteltauben ihr Mahl von den daliegenden Kornvorräthen, und in den Gärten mästeten sich ungestört fette Guineahühner, — eine willkommene Beute für die Wanderer. Sie sprachen den Bewohnern des Dörfleins ihre Verwunderung aus über ihre Sorglosigkeit. „Es sind keine Frauen mehr da, das Korn zu mahlen, alle sind todt,“ hieß die Antwort. Weiterhin rasteten sie einmal in einer scheinbar menschenleeren Gegend. Da drangen von einer schattigen Flußinsel herüber fröhliche Kinderstimmen an ihr Ohr; dorhin hatten sich also die Bewohner vor den umherstreifenden Adschawa's geflüchtet.

Eine allgemeine Wanderlust schien nämlich die Adschawastämme

ergriffen zu haben. Kriege unter sich selbst, um sich Sklaven für den Handel an der Küste zu verschaffen, sollen sie zuerst in Bewegung gesetzt haben. In freundschaftlicher Weise suchten sie dann mit den Mangandscha Sklavenhandel anzuknüpfen; hierauf sprachen sie den Wunsch aus, sich als ihre Unterthanen bei ihnen niederzulassen. Sie wurden als Gäste empfangen und längere Zeit gespeist. Als die Vorräthe zur Neige giengen, fiengen die Gäste an, das Korn auf den Feldern zu stehlen; es folgten Händel, und da die Adschawa's Feuerwaffen hatten, vertrieben sie die ursprünglichen Besitzer des Landes aus einem Dorf ums andere. In Beziehung auf den Sklavenhandel waren die Mangandscha nicht besser als ihre Dränger, aber sie waren gewerbsfleißiger und anhänglicher an ihre Heimat als die unternehmenden, reiselustigen Adschawa. Die Letzteren wurden jetzt auch durch portugiesische Besuche von Tette her zur Sklavenjagd aufgemuntert; die armen Mangandscha aber hatten alles Vertrauen zu sich selbst, zu einander und gegen Jedermann verloren. — Immer peinlicher wurde den Reisenden die Gewißheit, daß die Regierung selbst sich bei allen diesen Greueln betheiligte und daß für den Augenblick keine Hoffnung war, sie zu einem Systemwechsel zu bewegen. Diese Ueberzeugung konnte freilich die Trennung von einem Lande nicht erleichtern, für das Livingstone eine Zeitlang so liebliche Hoffnungen gehegt hatte; allein eine Depesche Lord Russells, welche die Expedition zurückrief, ersparte die Wahl. Die noch übrigen Monate wurden zu einem abermaligen Besuch des Nyassa und seiner Ufer benützt.

Im September 1861 waren die Reisenden auf dem See selbst einmal von Räubern überfallen, etwas westlich davon erstmals bestohlen worden, und zwar von einem Dieb, der an Gewandtheit den europäischen Taschendieben nicht nachstand. Wo immer ihnen aber die Eingebornen unfreundlich, mißtrauisch, betrügerisch oder feindselig begegneten, waren es solche, die schon mit Sklavenhändlern zu thun hatten. Deren sind es freilich am Nyassa, dieser Hauptstraße des Sklavenhandels, viele. Nach den Angaben des englischen Konsuls in Zanzibar passirten allein auf dieser Insel jährlich 19,000 Sklaven aus den Nyassa-Gegenden das Zollhaus, und wie fern ist diese Zahl von der sämmtlicher Opfer dieses mörderischen Systems! „Bei weitem der kleinste Theil der Unglücklichen wird außer Lands geschleppt. Wir hatten keinen Begriff von der ganzen Abscheulichkeit dieses

Handels, bis wir ihn an seiner Quelle sahen. Hier hat wahrhaftig der Teufel seinen Sitz. Außer den Gefangenen werden Tausende erschlagen oder sterben an ihren Wunden und aus Hunger dahin, wenn die Sklavenjäger das dürre Gras um ein Dorf her in Brand stecken, um die hilflosen Einwohner desto eher in ihre Gewalt zu bekommen. Tausende kommen in den Kriegen um, die sie, von Habsucht getrieben, mit ihren Stammgenossen und Nachbarn führen, um ihre Gefangenen sofort zu verkaufen. Und vergessen wir es nicht, es ist die Nachfrage von Kuba und andern Märkten, die immer neuen Anlaß zu solchen Kriegen gibt. Die vielen Skelette, die wir in Klüften und Wäldern, an Teichen und auf den Pfaden der Wildniß sahen, geben Zeugniß von dem schauerlichen Verlust an Menschenleben, der mittelbar oder unmittelbar diesem höllischen Handel zuzuschreiben ist. Es ist unsere wohlbegründete Ueberzeugung, daß nicht der fünfte Theil der Opfer des Sklavenhandels wirklich die Sklaverei sieht. Wollten wir das Schirethal zum Maßstab nehmen, so könnten wir sagen, daß nicht ein Zehntel den Ort seiner Bestimmung erreicht. Angesichts eines solchen Verlustes an Menschenleben — oder sollen wir sagen an Arbeitskräften? — angesichts der Thatsache, daß der Sklavenhandel auch diejenigen, die im Lande bleiben, in tiefer Barbarei erhält, oder sie wieder darein zurückwirft, ist es ein wenigsagender Grund zur Vertheidigung desselben, daß einige der Ausgeführten gute Herren finden. Wir sind gewiß, daß wenn nur die Hälfte der Wahrheit bekannt würde, das menschliche Mitgefühl so allgemein und so tief erregt werden müßte, daß dem teuflischen Handel um jeden Preis ein Ende gemacht würde. Aber es stehen weder uns noch Andern die nöthigen statistischen Angaben zu einem derartigen Werke zu Gebot."

Einen einzigen großen Hafen abgerechnet, bildet das Westufer des Nyassa eine fortlaufende Reihe kleiner, sandiger Buchten, zwischen denen sich in einiger Entfernung vom See mit Heidekraut bedeckte Felsplatten erheben. Im südlichen Theil dehnen sich mehrere Stunden nach Westen fruchtbare Ebenen aus, umsäumt von einem reich bewaldeten, mit dem See gleichlaufenden Hügelzug; gegen Norden zu werden die Berge höher, und ihre sich reihenweise hinter einander erhebenden und den Horizont begränzenden Spitzen bieten mitunter einen prachtvollen Anblick dar. Noch weiter nördlich hört der flache Ufersaum auf, und die Berge fallen schroff in den See ab,

den Nordostrand eines ausgedehnten Tafellandes bildend, das jetzt ein von Süden gekommener Zulustamm mit seinen Viehheerden inne hat. Wie jenseits des Zambesi, machen sie sich auch hier ihren Nachbarn furchtbar, indem sie oft von ihren Höhen herabsteigen und die Bewohner der Ebenen überfallen. Nach den Heerden der Zulu's lüstern, scheinen aber diese auch ihrerseits zuweilen einen Raubzug zu unternehmen. Auch jetzt stieß Livingstone auf niedergebrannte Dörfer und Leichen von Erschlagenen. Ja, diese letzteren lagen in solcher Menge umher und verpesteten die Luft in dem Grade, daß die Vermuthung nahe lag, die Thalbewohner selbst haben dießmal den Kampf herbeigeführt. Im Allgemeinen tödten nämlich die Zulu's nur alte Leute und waffenfähige Männer, da ihr Hauptzweck ist, Frauen und Kinder zu rauben, um sie ihrem Stamm einzuverleiben. Die Herren sind gütig gegen ihre Gefangenen und stellen die Kinder ihren eigenen gleich. Ihre Einrichtungen entsprechen ganz dem von den Vertheidigern der Sklaverei so hochgepriesenen System. Die Glieder einer kleinen, schwachen Genossenschaft werden unter eine starke Regierung gestellt, erhalten gütige Herrn, die sie mit andern desselben Stammes vertauschen dürfen; ihre Kinder werden Freigelassene. Und doch ist es ein trauriges System — Augen und Nasen der Wanderer empfanden das sattsam —, obgleich weit nicht so schlimm wie dasjenige, welches bei viel mehr Blutvergießen die Ueberlebenden zu ewiger Sklaverei verurtheilt. Die Zulu's sollen ihre Gefangenen nie verkaufen.

Daß in den Nyassa-Gegenden von den Eingebornen wenig Zuverlässiges über die Natur ihres Landes zu hören war, läßt sich denken. Die Einen suchten aus Furcht vor einem feindlichen Ueberfall die Reisenden möglichst im Dunkeln zu lassen, Andere ergiengen sich in den abenteuerlichsten Mährchen, von denen alte Reisende berichten. Einst fragte Livingstone am südlichen Theil des Sees nach dessen Nordende. „Das andere Ende des Sees?“ rief in wirklichem oder geschickt erheucheltem Erstaunen der Angeredete aus. „Wer hörte je von so etwas? Wenn Einer als Knabe hier weggienge, würde er ein alter, grauhaariger Mann werden, ehe er dort ankäme. Ich habe nie gehört, daß Jemand so etwas versucht hat.“ Die Expedition erreichte das Nordende und drang, trotz aller Schwierigkeiten, auch nach Westen zu in das Herz Afrikas vor. Von den mühsam erstiegenen Bergen, an deren reiner, kühler Luft sie sich erlabten, sahen sie hinab auf den glänzenden Wasserspiegel. Es war ein herr-

licher Anblick. Aber vergessen konnten sie's nicht, daß bei eben diesem Anblick hier schon Zehntausenden ermatteter Sklaven das Herz entsank in der Meinung, daß sie jetzt an „der See, der See“ angekommen seien, um von den Weißen gemästet und geschlachtet zu werden. — Was aus der Ferne ein Gebirgszug geschienen hatte, stellte sich nun als der Rand eines anfangs hügeligen, weiterhin aber ebenen und sich sanft neigenden Hochlandes heraus. Die köstliche Luft dieses Hochlandes sagte merkwürdiger Weise den in der Sumpfluft des Zambesi-Delta's aufgewachsenen Afrikanern nicht zu. Sie klagten über Schmerzen in allen Gliedern; die angewandten Heilmittel blieben erfolglos, und nach zwei Tagen starb einer von ihnen, soweit die Reisenden urtheilen konnten, einzig in Folge der Verpflanzung von der niedrigen, ungesunden Küste in ein höheres, für Europäer stärkendes und belebendes Klima. — Das Land schien ungemein fruchtbar und reich bewässert; einige Bäche strömten dem Nyassa, andere dem bei Zumbo in den Zambesi mündenden Loangwa zu, dessen Quellen die Reisenden unterm 12 ° n. Br. fanden. Zahlreiche Dörfer waren hinter Euphorbienhecken versteckt, von ziemlichen Strecken angebauten Landes umgeben. Die Bewohner, die Sprache der Mangandscha redend, und von diesen nur durch ihre Art das Gesicht zu tättowiren unterschieden, nannten sich Matumboka. In friedlicher Nachbarschaft mit ihnen lebten weiterhin die Babisa, die ursprünglichen Besitzer des Landes. Die Matumboka schienen von ihnen nicht als Eindringlinge betrachtet zu werden, und an Raum für beide war allerdings kein Mangel, da nur selten eine schöne Viehheerde auf dem kurzen in Büscheln wachsenden Grase weidete, das sie so fett und träge machte, daß muthwillige Knaben auf Kühen und Ochsen ritten, ohne daß diese sich viel anstrengten, ihre kleinen Plagegeister los zu werden. Auch hier war in jedem dritten oder vierten Dorf ein Eisenschmelzofen, und oft liefen die gerade auf ihren Feldern arbeitenden Bewohner herbei, um ihre selbstgemachten Hauen, Aexte und Speere zum Verkauf anzubieten. Diese einheimischen Fabrikate sind so gut, daß sie in Birmingham dem besten schwedischen Eisen fast gleich gestellt wurden.

Was von westwärts fließenden Gewässern, was von einem See Bemba und einem See Mofu verlautete, war sehr geeignet, den Wissensdurst der Reisenden aufs Neue anzuregen, aber die herannahende Regenzeit mahnte zur Umkehr. Am 27. Sept. wurde die

Rückreise angetreten, und am 8. Okt. war der Westrand des Nyassa wieder erreicht. Oft hörten sie auf diesem Wege beim Eintritt in ein tiefes Thal oder beim Erklimmen einer steilen Hügelwand plötzlich den Ruf: „Nkondo! Nkondo!“ (Krieg! Krieg!) oder das Angstgeschrei der Frauen: „O Mae!“ (Mutter!)*) Die stets vor den Mazitu zitternden Eingebornen beantworteten die Frage nach dem Wege von ihren Höhen herab, wollten aber nicht nahe kommen. Einmal, als die Wanderer im Schatten der Euphorbien eines schönen Mangandscha-Dorfes sich niederließen, ergriffen alle Bewohner die Flucht, kamen aber bald wieder zurück und wollten ihre Gäste ins nächste Babisa-Dorf weiter schicken. Zwanzig bis dreißig Männer, worunter einige riesengroße, kehrten mit Pfeilen und Bogen bewaffnet wieder heim, und schämten sich nicht im Vorübergehen zu den Reisenden zu sagen: „Wir glaubten, ihr seiet Mazitu, und sind erschrocken und davon gelaufen.“ Ein anderes Mal ergötzten sich die vermeintlichen Mazitu eben an der herrlichen Lage eines Dorfes, als aus dem eine kleine halbe Stunde entfernten Orte einige dieser gefürchteten Krieger hervorsprangen und ihren Gefährten zuriefen, Jagd auf die Wanderer zu machen. Ohne ihren Schritt zu beschleunigen, erreichten diese, ihrem Pfade folgend, bald einen Wald. Das Gepäck wurde auf einen Haufen gelegt und man rüstete sich zur Vertheidigung desselben. Livingstone und einer seiner Begleiter gieng einige Schritte zurück, dem Feind entgegen. Einige dunkle Gestalten zeigten sich zwischen den Bäumen; Livingstone rief ihnen in der Mazitusprache zu: „Was wollt ihr?“ und sein eingeborner Begleiter: „Was sagt ihr?“ Es erfolgte keine Antwort und die Schatten verschwanden. Offenbar hatte sie der Anblick eines Weißen überrascht und in die Flucht getrieben. An der Küste, wo die Leute an den Sklavenhandel gewöhnt sind, hätte dieses Abenteuer ernster ausfallen können. So aber hatte es für die Reisenden nur die angenehme Folge, daß ein lahmer unaufhörlich seufzender Nachzügler, der die Feinde zuerst erblickt hatte, fortan einer der Ersten im Zuge war.

Die Ufer des Sees waren mit Flüchtlingen überfüllt, denn

*) Südlich vom Zambesi ist der gewöhnliche Ausruf: „Mein Vater!“ Aus diesem und manchen andern Zügen zu schließen, wird im Westen des Schire und Nyassa den Frauen eine höhere Stelle eingeräumt, als im übrigen Afrika. Namentlich beim Handel haben sie dort das entscheidende Wort zu sprechen.

noch immer tobte der Krieg mit den Mazitu. Schon giengen die von ihnen mitgebrachten Kornvorräthe zur Neige; man sah Frauen und Kinder nach Wurzeln graben; Niemand wollte Lebensmittel verkaufen sogar die Fischer waren nicht geneigt, ihren Vorrath anders als wieder gegen Eßwaaren zu verwerthen. Reihen frischer Gräber bezeugten, daß schon Viele umgekommen waren, und Hunderte von hagern Gestalten glichen weniger Lebenden als mit einem runzeligen braunen Ueberzug bedeckten Skeletten. Jede Stunde Wegs lieferte neue Beweise davon, wie die Unmenschlichkeit der Menschen so Viele trauern macht, und im überwältigenden Gefühl des eigenen Unvermögens, diesem Jammer zu steuern, konnten die Reisenden nur seufzen zu dem allmächtigen Gott, daß Er selbst bald die Zeit herbeiführen möge, in der ein Volk von Brüdern die Erde bewohnt.

Hätte Livingstone den Nyassa nicht immer in derselben Jahreszeit gesehen, so wäre er versucht gewesen, ihn „den stürmischen See" zu nennen, mit so heftigen Windstößen und so ungestümen Wellen hatte er jedesmal darauf zu kämpfen. Den schönen Bergen längs des Westrandes, die sich, im Ganzen etwa 120 Stunden lang, am rechten Schire-Ufer noch bis in die Nähe der Murchison'schen Wasserfälle hinabziehen, gab er den Namen „Kirksreihe". In verschiedenen Beziehungen vergleicht er sie mit den Ghats zwischen Bombay und Puna, und das Hochland, das sie umsäumen, mit dem indischen Deccan. Der südliche Theil dieses Hochlandes heißt Deza und ist von den Marawi, einem Zweig des Mangandschastammes, bewohnt. „Das afrikanische Deccan ist ein wenig höher und kühler als das indische bei Puna; die afrikanischen Hütten gleichen den indischen, sind aber besser gebaut als diese; den Besitz des Pfluges haben die Bewohner Indiens vor den Afrikanern voraus; die Getreidearten, die sie bauen, sind ungefähr dieselben. Der Boden und der Charakter der Gegend im Ganzen, Bäume, Flüsse und wellenförmige Ebenen, haben in beiden Ländern eine auffallende Aehnlichkeit. Nur sieht man statt der schlechten indischen Baumwolle im afrikanischen Deccan feine, der egyptischen fast ebenbürtige. — Welche Gegensätze aber auch in diesen beiden Ländern! In Indien überall die in die Augen fallendsten Spuren menschlicher Thätigkeit — Straßen, Brücken, Mauern, zerfallene Tempel und Paläste. In Afrika nichts von alle dem, sondern die Natur, wie sie aus der Hand ihres Schöpfers hervorgieng. Die einzigen Wege, die man hier findet, sind die einige Zoll tiefen und

15—18 Zoll breiten Fußpfade der Eingebornen, die mit vielen Krümmungen von einem Dorf ins andere führen; die einzigen Denkmäler, auf die man stößt, zurückgelassene Mühlsteine und da und dort in einem Gebirgspaß ein Stein, dessen Bestimmung nur der Gruß der Vorübergehenden errathen läßt: 'Heil dir, o Häuptling! Laß es uns wohl ergehen in dem Lande, in das wir einst kommen!'"

Es war ein frohes Wiedersehen, als die Wanderer zu der auf dem Schire zurückgelassenen Mannschaft zurückkehrten. Die ersten 14 Tage nach den erschöpfenden Märschen wurden mit Freuden der Ruhe gewidmet; dann aber folgte keine ganz leichte Geduldsprobe von vollen sechs Wochen, da erst am 19. Januar 1864 das Wasser des Flusses genügend stieg, um die Fahrt stromabwärts zu erlauben. Noch ehe sie in den Zambesi einliefen, starb der Wütherich Mariano an den Folgen seiner Ausschweifungen. Am 16. April erreichte die Expedition Zanzibar; am 30. trat sie von dort aus über Bombay die Heimreise an. Im Anfang des Monsuns wurde die „Lady Nyassa", die freilich den gleichnamigen See nicht betreten hat, von Livingstone und seinen Schwarzen nach Indien hinübergesteuert, um dort verkauft zu werden. Nach mancherlei Schicksalen im sturmbewegten Ocean lief sie glücklich in den Hafen von Bombay ein, obwohl ein so kleines Seeboot, daß Niemand dort auch nur ihre Ankunft bemerkte.

---

5. Die Portugiesen und Mischlinge.

Es sind erst wenige Jahre, daß die Regierung von Lissabon ganz Europa einen Beweis von dem Ernste gab, mit dem sie an der Westküste Afrikas ihren im Bunde mit den andern Mächten übernommenen Verpflichtungen zur Abschaffung des Sklavenhandels nachzukommen bemüht war; aber in ihren eigenen ostafrikanischen Besitzungen wird er trotz der englischen Kreuzer im indischen Ocean noch immer in der alten Weise betrieben. Wohl sprach sie ihre Geneigtheit aus, jene bis dahin von der übrigen Welt abgeschlossenen Gegenden der Civilisation und einem gesetzmäßigen Handel zu erschließen, allein ihre eigenen Beamten sind vom gemeinen Soldaten bis zum Gouverneur hinauf so tief in diesen schmählichen Handel verstrickt, daß es schwer

hält, hierin eine durchgreifende Veränderung zu bewerkstelligen. Daß kein Segen auf einem Lande ruht, dessen einzige Erwerbsquelle so schändlicher Art ist, das zeigt der Zustand der Kolonie. Dem Ausspruch des Gouverneurs von Schupanga nach kostet dieselbe die portugiesische Regierung jährlich 5000 Pfd.St. mehr, als ihre Einnahmen daraus betragen, während doch nie einer ihrer Unterthanen dort ein Vermögen sammelt, um es hernach in der Heimat zu verzehren. „Die im Lande wohnenden Portugiesen," sagte derselbe in einer Unterredung mit Livingstone, keineswegs vertraulich, aber mit der dort ziemlich allgemeinen Offenheit in Betreff trauriger Wahrheiten, — „sind erbärmliche Leute, durch Liederlichkeit ganz herabgekommen und ohne allen Unternehmungsgeist. Einige der großen Sklavenhalter könnten, wenn sie noch etwas Lebenskraft hätten, jeder fünfzig bis hundert Sklaven nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, Mauritius und England schicken, um Zuckerbereitung und Gewerbe zu lernen; dann könnten sie aus der an Ort und Stelle wachsenden Baumwolle selbst ihren Kattun verfertigen, und auf ihren eigenen Pflanzungen den Zucker bereiten, anstatt diese Dinge vom Ausland zu beziehen." Daß in Beziehung auf viele Portugiesen die Worte des Gouverneurs nur zu richtig waren, davon konnte sich Livingstone während seines Aufenthalts in Tette überzeugen. Das Ueberhandnehmen der Unmäßigkeit und anderer Laster war dort furchtbar. Da auf der Einfuhr geistiger Getränke ein ziemlich hoher Zoll liegt, mußte gewöhnlich das Klima die Schuld davon tragen, wenn in den Abendgesellschaften, welche die Kaufleute einander gaben, einer nach dem andern bewußtlos unter den Tisch hinabglitt oder seinem neben ihm stehenden Freund in die Arme fiel, und die an der Thüre wartenden Sklaven eintraten, um ihre am Boden hingestreckten Herren nach Hause zu tragen. Es hätte manchem der Theilnehmer gut thun können zu hören, wie einer von Livingstone's Makololo eines dieser Gelage beschrieb: „Ein Portugiese steht auf und schreit 'Viva!' d. h. ich bin vergnügt; ein anderer sagt 'Viva!' ich bin auch vergnügt; und dann schreien sie alle laut auf 'Viva!' wir sind alle zusammen vergnügt! sie freuen sich so, weil sie ein wenig Bier bekommen." Der gleiche Makololo rief einst, als er drei betrunkene Offiziere sich miteinander balgen sah, ganz entsetzt aus: „Was für eine Art Menschen müssen diese Weißen sein, die sogar ihre Häuptlinge auf solche Weise behandeln?" So lebt man denn in den Tag hinein; erträgt die oft wiederkehrende Dürre,

ohne mit dem Wasser des Zambesi den geringsten Bewässerungsversuch zu machen, und stirbt gedankenlos, wenn es gestorben sein muß.

Livingstone seinerseits war entsetzt über die Geringschätzung heiliger Dinge, von der er einmal Zeuge war, als dem h. Antonio zu Ehren, weil er den erbetenen Regen geschickt, ein Gottesdienst angeordnet wurde. Die knieenden Anbeter lachten und scherzten zwischen den Responsorien und hörten nicht einmal auf zu grinsen, wenn sie die Worte „Ora pro nobis“ sangen. Und wie häufig die größte Gleichgiltigkeit in Beziehung auf Religion und der krasseste Aberglaube Hand in Hand gehen, so mußte um jene Zeit ein in Portugal erzogener Infanterie-Hauptmann als Gefangener nach Mosambik wandern, weil er das Gottesurtheil durch den Muawetrank vollzogen und blos auf diesen Beweis hin die verdächtige Person hatte hinrichten lassen.

Livingstone lernte aber auch Portugiesen anderer Art kennen. So den hochherzigen und gastfreundlichen Senhor Ferrao zu Senna. Der arme schwarze Fremdling, der durch die Stadt kommt, geht, fast als ob es sich von selbst verstünde, zu ihm, um ihn um Speise zu bitten, und wird nie hungrig fortgeschickt. Zu Zeiten der Hungersnoth werden die darbenden Eingebornen durch seine Freigebigkeit gespeist. Hunderte seiner eigenen Leute sieht er nie, außer bei dieser Gelegenheit, und der einzige Vortheil, den er davon hat, ihr Herr zu sein, ist die Genugthuung, ihre Zwistigkeiten zu schlichten und in Zeiten der Dürre und des Mangels ihr Leben zu retten. Nicht ganz so fleckenlos zeigte sich der Charakter der Gouverneurs. Als Paul Mariano, ein Verwandter des berüchtigten Rebellen, wegen „Ermordung einiger armen schwarzen Kerle“ angeklagt und gefangen genommen wurde, kam seine Schwester zum Gouverneur und fragte ihn geradezu vor einer Anzahl vornehmer Männer, wie viel Geld er für die Freilassung ihres Bruders verlange. Er gab ihr einen derben Verweis über ihre Dreistigkeit, aber in wenigen Tagen entwich der Gefangene und kehrte auf seine Insel zurück, wo er fortan ungestört blieb.

Eine Versuchung, ja fast eine Nöthigung zu irgend einem Nebenerwerb liegt freilich in der unregelmäßigen Auszahlung des ohnedieß schon kleinen Gehaltes der meisten Beamten. Selbst die Offiziere bekommen ihre Löhnung selten von der Regierung; viele von ihnen suchen sich dadurch zu helfen, daß sie die Töchter oder Wittwen reicher Kaufleute heirathen, und vermittelst der Sklaven, deren Herren

sie auf diese Weise werden, Handel mit Elfenbein treiben; andere legen sich aber auch auf den Sklavenhandel selbst. So wurde der Weg, den Dr. Kirk und seine Begleiter erstmals unter so unsäglichen Beschwerden zurücklegten, von dem Kommandanten, Kapitän Raposo, bald zu einer Landstraße für nach Sklaven ausgehende Reisegesellschaften gemacht. Was mögen die armen Geknechteten in ihren Sklavenstöcken nicht schon darauf erduldet haben! Doch unerhörtes Leiden und ungeheurer Verlust an Leben ist ja überall unzertrennlich von diesem Handel. „Das Geld, das man im Sklavenhandel verdient, taugt gar nichts und geht bald wieder zum Teufel," war das Bekenntniß eines alten Sklavenhändlers in Schupanga.

Gegen ihre eigenen Sklaven sind die Portugiesen in der Regel ziemlich gütig, sei es nun aus natürlichem Wohlwollen oder aus Furcht, sie durch die Flucht zu verlieren. Mit einem erwachsenen Sklaven kaufen sie womöglich zugleich alle seine Angehörigen, um ihn durch häusliche Bande an seine neue Heimath zu fesseln. Es ist daher nichts Unerhörtes, daß ein Schwarzer sich sogar freiwillig in Sklaverei begiebt. Er nimmt dann die einfache, aber bezeichnende Ceremonie vor, daß er in Gegenwart seines künftigen Herrn eine Lanze zerbricht. Ein seitdem verstorbener Offizier wollte dazu auch einen von Livingstone's Makololo überreden, dieser aber durchschaute den Plan und gieng nicht darauf ein. Dagegen erzählte ein verständiger junger Bursche, der auf dem Flusse Livingstone's Steuermann gewesen war, daß er sich selbst verkauft habe. Auf die Frage, warum er das gethan, erwiederte er: er stehe ganz allein in der Welt, habe weder Vater noch Mutter, noch sonst Jemanden, der ihm Wasser gäbe, wenn er krank, oder Speise, wenn er hungrig wäre; von Major Sicard aber, dem er sich angetragen, sei allgemein bekannt, daß er ein guter Herr sei, und daß seine Sklaven wenig zu thun und vollauf zu essen hätten. Er hatte drei je 45 Ellen haltende Stücke Kattun für seine Person bekommen, mit diesem Kapital schon gute Geschäfte gemacht und schien höchst befriedigt von seiner Lage.

Eine nicht zu leugnende Thatsache ist, daß die Mischlinge in der Regel viel grausamer sind als die wirklichen Portugiesen. Wir könnten noch verschiedene Greuelgeschichten von den Raub- und Mordzügen einzelner Sklavenjäger aus ihrer Zahl berichten, von denen Livingstone die frischen Spuren traf; mußte er doch zu seinem großen Schmerze erfahren, daß er eine und die andere Gegend nur eröffnet hatte, um

Sklavenräuber nach sich zu ziehen, die den Segen, welchen die Entdeckung bringen sollte, zunächst in Fluch verwandelten. Etwas erklärt wird diese auffallende Erscheinung durch die Abstammung dieser Mulatten. In Tette z. B. besteht ein Theil der Garnison aus Menschen, die „zum Besten ihres Vaterlandes" aus Portugal dorthin geschickt wurden. Diese unverbesserliche Klasse der Soldaten bekommt nur sehr geringen Sold und lebt größtentheils vom Ertrag der Gärten ihrer schwarzen Weiber. Den sittlichen Zustand ihrer Nachkommen kann man sich denken. Es ist unter ihnen eine gewisse Klasse selbstverschuldeter Krankheiten so vorherrschend, daß sich in Beziehung auf ihre Fortdauer als Rasse kein Schluß ziehen läßt. Für ihre Belehrung, ihre Unterweisung im Christenthum geschieht nichts. Es giebt in der Kolonie kaum einen Schulmeister, und weder eine Buchhandlung, die ihren Bewohnern etwas zukommen ließe von den Geisteserzeugnissen der übrigen Welt, noch eine Presse, die ihre Bedürfrisse und Beschwerden zur Kenntniß des Mutterlandes brächte. So ist denn alles Menschenleben dort zur Versumpfung verurtheilt; und nur ein häuslicher Industriezweig schien den Reisenden in Tette des Niederschreibens werth: die Anstellung der Affen zur Vertilgung oder Minderung des Ungeziefers bei Jung und Alt. Sie wurden eingeladen, dieser Jagd zuzusehen, und fanden, daß beide Theile, Menschen und Affen, sich gut dabei stellen.

Klar ist, daß die Portugiesen in diesen Ländern den Eingebornen nichts zu bieten vermögen, vielmehr ihnen in Unternehmungsgeist und Entwicklungsfähigkeit nachstehen. Wozu nun sie eigentlich dort sind, als um jeden Fortschritt zu hindern, wird eine immer bedenklichere Frage. Als ein englischer Kaufmann auf der Insel Johanna, vom britischen Admiral aufgefordert, nach dem Fluß Angonsch eine Ladung Waaren brachte, um gesetzmäßigen Handelsverkehr anzuknüpfen, wurde er von zwei portugiesischen Beamten unter falschem Vorwand nach Mosambik gelockt, dort unter den Geschützen des Forts für Gefangenen erklärt und sein Schiff sammt Ladung confiscirt, wegen gesetzwidrigen Handels auf portugiesischem Gebiet. Wäre er ein Sklavenhändler gewesen, so hätte ihm ein kleines Handgeld ohne Zweifel Wohnung und einen Schmauß im Palast des Generalgouverneurs verschafft. Wer muß nicht wünschen, daß dieses Haupthinderniß der Civilisation am Zambesi hinweggeräumt werde?

„Die Leute in Killimane haben keinen Unternehmungsgeist; ihr

einziges Geschäft ist, vom Fieber zu leiden oder zu genesen," äußerte ein junger, frisch aus Europa gekommener Portugiese. Leider umfaßt aber dieser Ausspruch nicht einmal die volle Wahrheit; davon zeugt schon die Lage von Killimane. „Ein Dorf an einen so niedrigen, sumpfigen, von Fieberdünsten und Moskitoschwärmen erfüllten Platz zu bauen, wäre Niemand eingefallen, dem es nicht um einen sichern Versteck für den Sklavenhandel zu thun gewesen wäre." Aber das ist richtig: landwirthschaftliche Unternehmungen werden von der Regierung in Killimane geradezu entmuthigt. Um seine Pflanzungen zu besuchen, muß der Eigenthümer dem Gouverneur eine Taxe bezahlen; will er den Strom hinauf nach Mazaro, Senna oder Tette fahren, so braucht er einen Paß. Solche Hindernisse genügen in einem Lande, in dem die Arbeit als solche ohnedieß nicht in Achtung steht, die Bewirthschaftung der Güter ganz in die Hände der Sklavenaufseher zu bringen, die ihren Herren von deren Ertrag nicht mehr zukommen lassen, als Klugheit oder ihre Begriffe von Rechtlichkeit ihnen zu gebieten scheinen. So kommt es, daß, trotz einem für den Anbau des Zuckerrohrs geeigneten Klima, Sklaven in Menge und Wasserverbindungen mit allen Hauptmärkten der Welt, die portugiesischen Besitzungen in Afrika nicht einmal ihren eigenen Zuckerbedarf erzeugen, sondern denselben von Bombay beziehen. Bei allen Verschuldungen, deren sich auch England und Frankreich im Verkehr mit Naturvölkern theilhaftig gemacht haben, ist dabei wenigstens ihr eigener Handel gediehen; aber die ganze Ausfuhr den Zambesi hinab beträgt jährlich nur etwa die Hälfte der Besoldung des Gouverneurs. Verstünden die Portugiesen ihren Vortheil, so müßten sie schon aus Eigennutz einen andern Weg einschlagen. Daß sie die Sklavenarbeit sehr theuer zu stehen kommt, ließe sich durch mehr als nur ein Beispiel beweisen. So sah Livingstone einst in Senna mehrere hundert Sklaven zurückkehren, die ihr Gebieter zum Handel in Moselekatse's Land geschickt hatte. Sie hatten 1000 Musketen mitgenommen und dagegen Elfenbein, Straußenfedern, 1000 Schafe und Ziegen, 30 Stück schönes Vieh und, als besonderes Freundschaftszeichen, noch einen weißen Ochsen von außerordentlicher Größe erhalten. Die Straußenfedern verbrannten fast alle, als einmal in der Nacht Feuer im Lager ausbrach, das Vieh starb vom Biß der Tsetse-Fliege weg, der weiße Ochse kam nach zwei Tagen in Senna um, 600 Schafe und Ziegen wurden unterwegs geschlachtet, weil sie nicht weiter konnten, oder die Gesellschaft hung-

rig war und wie gewöhnlich mehr an ihr eigenes Wohlsein als an den Vortheil ihres Herrn dachte. „Die Eingebornen dieses Landes haben nur dreierlei Gedanken, was sie zu essen und zu trinken haben, wie viele Weiber sie bekommen und wie sie ihren Herrn bestehlen, wenn nicht gar ermorden können," sagte dem Reisenden ein wohlwollender Portugiese. Diese Bemerkung mag richtig sein in Beziehung auf Sklaven; in Beziehung auf freie Arbeiter ist sie es nach Livingstone's Erfahrung nicht. Vielmehr fand er bei den vielen Eingebornen, die er auf seiner mehrjährigen Reise als Schiffsleute, Lastträger und Führer in seine Dienste nahm, daß sich bei liebevoller Behandlung und nicht übermäßigem, aber auch nicht kärglichem Lohn wohl mit ihnen auskommen ließ. „Die Schwarzen können recht gut arbeiten, wenn es zu ihrem eigenen Nutzen ist;" auch das ist ein Wort von Portugiesenlippen. Dagegen sollte der nöthige Kohlenbedarf für ein kleines, von Don Pedro V. auf den Zambesi geschicktes Dampfboot aus den gar nicht tief liegenden Schichten bei Tette vermittelst Sklavenarbeit geliefert werden. Die Verköstigung der trägen Leute verursachte aber solche Kosten, daß eine Tonne Steinkohlen auf 1 Pfd. Sterl. zu stehen kam, also mindestens doppelt so hoch, als durch freie Arbeit in den viel tieferen Gruben Englands. Hätte man sie wollen in der gleichen Weise an die Mündung des Flusses hinabschaffen lassen, so wären sie theurer gekommen als von England aus ums Kap nach Indien verschiffte Steinkohlen. Freie Arbeitskräfte sind nicht sowohl theuer als selten, weil Alles darin wetteifert, sie außer Lands zu schaffen.

Diesem entsetzlichen, mit so viel Blut befleckten Erwerbszweig erkennt aber Livingstone ebenso wenig als der Plünderung friedlicher Reisenden oder der Seeräuberei die Berechtigung zu dem Namen „Handel" zu, und wieder und wieder kommt er auf dieses traurige Thema zurück. „Was wir vom Sklavenhandel sahen, — und wir waren wohl die ersten Europäer, die ihn in allen seinen Phasen sahen, — hat über alle unsere Entdeckungen einen düstern Schleier geworfen. Wir sahen die mildeste Art desselben, fast an Gerechtigkeit gränzend, wenn ein Verbrecher seiner Vergehungen wegen verkauft, das Kind eines der Zauberei Angeklagten gleichsam als Pfand weggenommen, oder zur Rache für ein gestohlenes Kind andere Kinder beim Wasserholen überfallen und fortgeschleppt wurden. Wir sahen auch den nächsten Schritt, daß ein Dorf gegen das andere, oder in größerem Maßstab ein Theil eines Stammes gegen den andern ein solches

Wiedervergeltungsrecht übt. Die vertriebene Hälfte irrt dann flüchtig umher und greift, wenn sie im Besitze von Feuerwaffen ist, friedliche Stämme an, um Gefangene für den überseeischen Handel zu machen. Die von der Küste herkommenden Händler sind Araber oder portugiesische Mischlinge. Für sie halten die gewandtesten Handelsleute unter den Eingebornen, namentlich die Adschawa und Babisa, längs der großen Sklavenwege immer neuen Vorrath bereit. Diese beiden, durch ihre geistige Begabung vielen andern überlegenen Stämme, sind durch ihr entsittlichendes Gewerbe jetzt so tief gesunken, daß es ihnen einfallen kann, ihre eigenen Töchter oder jungen Weiber zu verkaufen. Friedliche Glieder derselben Stämme, die sich noch nicht beim Sklavenhandel betheiligten, verabscheuen solche Greuel.

„Aber es gibt noch einen andern Kanal zur Versorgung der Küstenorte mit Sklaven, und mit Schmerzen sei es gesagt, daß die Mittel zu seiner Ausbeutung direkt aus Europa kommen. Portugiesische und arabische Händler werden von den Hafenplätzen mit großen Vorräthen von Musketen, Schießbedarf, Zeugen und Glasperlen ins Innere geschickt. Die beiden letzten Artikel dienen zur Bestreitung ihrer Reise in der Nähe der Küste und zum Einkauf von Elfenbein. Nach mehrfachen Beobachtungen, die wir zu machen Gelegenheit hatten, scheinen diese Sklavenjäger sich einen großen Theil des Wegs für reisende Kaufleute auszugeben. Sie lassen sich bei einem Häuptling nieder und bauen das Land, aber es ist uns kein Fall bekannt geworden, in dem sie nicht irgend einmal mit einem Stamm sich verbündet hätten, um einen andern anzugreifen und Gefangene zu machen. Aus diesem System entspringt ein furchtbarer Verlust an Menschenleben; denn der Pfeil kann keinen Augenblick gegen die Flinte bestehen. Der Sklavenfang ist eine Kette mörderischer Greuel. Was wir davon in Tette sahen, übertrifft alle Beschreibung. Als Mitglieder des ärztlichen Standes waren wir mit menschlichem Elend vertraut genug, aber nichts, was uns vor die Augen trat, reichte an die Jammerscenen im Gefolge des Sklavenhandels. Ein Theil der gefangenen Weiber wurde weiter stromaufwärts gesandt, um gegen Elfenbein verkauft zu werden, ein großer Theil der Männer stromabwärts nach Bourbon. Und all das geschah unter der Leitung eines einsichtsvollen und umfassenden Herrschergeistes. Kaiser Napoleon III wollte dem Arbeitermangel auf Bourbon durch freie Einwanderer abhelfen; ein Regierungsbevollmächtigter wurde für jedes Schiff er-

nannt, um darüber zu wachen, daß die Verträge mit den Eingebornen gerecht und ehrlich gemeint seien, daß keine Ueberfüllung stattfinde und geeignete Nahrung in genügender Menge verabreicht werde. Trotz all dieser Fürsorge führte aber jene Maßregel die Ereignisse herbei, deren Zeugen wir waren, — den fluchwürdigen Sklavenhandel in erschwerter Form mit einer starken, energischen Regierung im Rücken, ihn zu decken. Man glaube nicht, wir schreiben irriger Weise dem weisen 'französischen Auswanderungssystem' so traurige Folgen zu: wir sahen die 'freien Mangandscha-Auswanderer' gefesselt den Strom hinabfahren; wir hörten den Kommandanten von Tette spöttisch bemerken: 'Sie können sich jetzt nicht in unsere Angelegenheiten einmischen, da uns der Kaiser von Frankreich schützt.' Ehre dem Kaiser, daß er sein Volk vor dem Unglück bewahrte, in den Sklavenhandel verflochten zu werden; Ehre der englischen Regierung, daß sie ihn beharrlich auf die Uebel aufmerksam machte, die er unwissentlich verursachte, und mit einem beträchtlichen Opfer die Herbeiziehung indischer Arbeitskräfte ermöglichte!"

Schmählich genug hat seither die portugiesische Regierung alle sogenannten Entdeckungen der englischen Expedition, sowie der Reisenden im Lande der Nilquellen, für bloße Prahlereien erklärt und ihr Benehmen in der Frage des Sklavenhandels durch Unwahrheiten entschuldigt, welche alle darauf hinauslaufen, die Politik Portugals habe erfordert, den Uebergriffen der nach der Herrschaft über Ostafrika lüsternen Briten entgegenzutreten. Wenn sich nur von wirklichem Regieren seitens der Portugiesen in Ostafrika etwas entdecken ließe! Jahrhunderte schon sitzen sie dort und haben weder für die Erkenntniß des Landes noch für die Förderung seiner Bewohner irgend etwas geleistet, das sich den Arbeiten des einen Briten, der sie besuchte, an die Seite stellen ließe.

---

6. Die einheimischen Stämme.

„Es ist in Beziehung auf Afrika und seine Bewohner schon lange die Bemerkung gemacht worden, daß dort alles umgekehrt sei: 'Auf den Köpfen der Menschen wächst Wolle und auf dem Rücken der Schafe Haare.' Man könnte diesem Satze hinzufügen, daß die Männer ihr Haar oft lang tragen, die Frauen fast nie. Wo es

Viehzucht giebt, pflügen die Frauen das Land, bestellen das Getreide und bauen die Hütten. Die Männer bleiben zu Hause und nähen, spinnen, schwatzen und melken die Kühe. Die Männer scheinen für ihre Weiber einen Brautschatz zu entrichten, anstatt einen mitzubekommen. Die Bergbewohner Europa's werden für gastfreundlich, großmüthig und tapfer gehalten. Die Bergbewohner dieses Theils von Afrika sind schwach, kleinmüthig und feig, selbst wenn man sie mit ihren eigenen Landsleuten auf den Ebenen vergleicht. Manche Europäer behaupten, daß sie selbst und die Afrikaner von den Affen abstammen. Manche Afrikaner glauben, daß die Seelen beim Tode in die Körper der Affen übergehen. Die meisten Schriftsteller glauben, die Schwarzen seien Barbaren; fast alle Schwarzen glauben, die Weißen seien Menschenfresser." Mit diesen halb scherzhaften Vergleichungen leitet Livingstone seine Betrachtungen über die Volksstämme ein, mit denen er in Berührung kam. Dann fährt er in ernsterem Tone fort: „Wir müssen über den Haufen Unsinn lächeln, der schon über die geistige Befähigung der Neger geschrieben worden ist. Nur sehr wenige Europäer erlangen eine genaue Kenntniß afrikanischer Sprachen, es sei denn, daß sie dieselben schon in der Jugend zu lernen anfangen. Eine Klage über die Armuth der Sprache ist daher oft nur ein Beweis von der Unwissenheit des Klagenden, und selbst von den Erfahrensten werden oft große Mißgriffe gemacht. Ein bedeutender Gelehrter brachte in einem wissenschaftlichen Werke 'Kaia' als den einheimischen Namen einer gewissen Eidechse. Kaia bedeutet einfach: 'Ich weiß nicht!' Das war die Antwort, die er erhalten hatte. Ebenso harmlos wurde dieser Name auch auf eine Gebirgskette angewandt. Im Allgemeinen steht gewiß die Ansicht eines begabten Missionars, der sich sorgfältig mit der Sprache beschäftigt hat, über der eines Reisenden. Wer ihre Sprache kennt, dem werden die Afrikaner gewöhnlich ebenso verständige, wo nicht treffendere Antworten geben, als man von unsern eigenen ungebildeten Armen bekommt. Ihre Bemerkungen über die Weißen sind oft gar keine Komplimente und gleichen genau dem, was manche Reisende über die Schwarzen sagen."

Die Stämme, welche Livingstone auf seiner dießmaligen Reise vorzugsweise zu beobachten Gelegenheit hatte, waren die Mangandscha am Schire und am Unterlauf des Zambesi; die Bakoa zwischen den beiden Flüssen Loangwa und Kafue, die wie der Schire von der

linken Seite her in den Zambesi einmünden; die Batoka und die ihnen stammverwandten Batonga und Bawe jenseits des Kafue, und endlich die Makololo noch weiter im Westen. Die Mangandscha sind uns in den bisherigen Schilderungen schon so vielfach begegnet, daß wir hier nicht länger bei ihnen zu verweilen brauchen; nur die eine Bemerkung bleibt uns hinzuzufügen, daß sie längs des Zambesi den Reisenden mit weniger Mißtrauen und mehr Freundlichkeit begegneten, als an den Ufern des Schire. Wie unter den Mangandscha, so ist auch weiterhin die Begrüßung durch Händeklatschen üblich. Auch in der Sprache der Eingebornen herrscht ein so geringer Unterschied, daß Livingstone alle Stämme dieser Gegend als zu einer Familie gehörig betrachtet; dessen ungeachtet ist ein sehr starkes Stammgefühl unter ihnen bemerklich. Beim Reisen bleiben diejenigen, welche zu einem Stamm gehören, stets beisammen und stehen einander bei. — Besonders herzlich und gastfrei zeigten sich die Batonga und Bawe, deren Händeklatschen und Lallilurufen die Ankunft und Abreise der weißen Männer begleitete, ohne daß der Ortsvorsteher mit der bekannten afrikanischen Bettelhaftigkeit für das Seguati, das er ihnen brachte, ein doppelt so großes Gegengeschenk erwartete. Unter den Bawe gibt es manche, deren einzige Bekleidung ein Ueberzug von Röthel ist, und die daher von ihren eigenen Landsleuten: „Baenda pezi" oder Nacktgeher genannt werden. Die Scham scheint bei ihnen so völlig im Schlafe zu liegen, daß sie sich auch in Gegenwart gut gekleideter Leute nicht minder anständig fühlen als diese. „Gott schuf mich nackt, und ich habe deshalb nie eine Kleidung irgendwelcher Art getragen," sagte einer dieser Baenda pezi, als er Livingstone besuchte. Auch unter ihnen gibt es indessen stutzerhafte junge Leute, die ihr Haar mit in Oel aufgelöstem Röthel beschmieren und demselben vermittelst eines steifen Kopfbandes das Ansehen einer niedlichen Fouragiermütze geben. Einige Schnüre grober Perlen und ein wenig polirter Eisendraht um die Arme, die nie fehlende Pfeife und eine kleine eiserne Feuerzange, um die angezündete Kohle aufzuheben, vollenden den Anzug. Die Frauen dagegen sind gut gekleidet und machten Livingstone wie alle, mit denen er zusammentraf, den Eindruck von Bescheidenheit.

Um die Dörfer der Batonga und Bawe, sowie um die der Batoka her ist einiger Anbau sichtbar. Die Letztern sind die einzigen hrer Volksgenossen, welche auch Obst und Oelsaamen tragende

Bäume pflanzten und schützten, und Reihen solcher Bäume mit wohl zwei Fuß im Durchmesser haltenden Stämmen bezeichnen neben den Trümmern verlassener Dörfer noch jetzt ihre früheren Wohnsitze. Die Batoka sinken seit einer Reihe von Jahren im Kampfe mit den Makololo dahin und auf den trefflichen Weiden ihres herrlichen Hochlandes mästen sich jetzt fast nur Heerden von Büffeln, Zebra's und Antilopen. Die Veranlassung zu diesen Angriffen war folgende: Mehrere Betschuana- und Basuto-Stämme hatten sich vor dem Zulu- oder Matebele-Häuptling Moselekatse nordwärts an das rechte Ufer des Zambesi geflüchtet. Da sie aus einem Lande kamen, das keine Flüsse hat, konnten sie nicht schwimmen, und der Stamm der Bamangwato wandte sich an einen der Batoka-Häuptlinge mit der Bitte, ihn überzusetzen. Verrätherisch führte dieser Männer und Weiber getrennt nach verschiedenen Inseln des Flusses und ließ die Männer verhungern, während er die Frauen für sich und sein Volk in Besitz nahm. Die Basuto unter ihrem Häuptling Sebituane, erreichten, von einem andern Fahrmann übergesetzt, glücklich das linke Ufer; dort aber wurden sie von dem ganzen Batoka-Volke angegriffen. Obgleich nur eine Handvoll gegen der ungeheuren Horde ihrer Feinde, schlugen die kampfgeübten Basuto dennoch die Batoka, die zwar als muthige Jäger bekannt sind, aber nie ein kriegerischer Stamm gewesen zu sein scheinen. Der Sieger nahm nun allmählig das Land in Besitz und rechtfertigte seine Eroberungen stets durch die Behauptung, daß die Batoka ausgezogen seien, um mit einem Manne zu kämpfen, der auf der Flucht war, um sein Leben zu retten, und ihnen niemals Unrecht gethan hatte. Auch unter seinem aussätzigen Sohne Sekeletu dauerte die Feindschaft fort. Die Makololo, wie sich Sebituane's Leute jetzt nannten, sind entschieden der intelligenteste und unternehmendste Stamm, mit dem Livingstone zusammentraf. — Die alten Makololo hatten viele männliche Tugenden; sie waren zuverläßig und stahlen nie, außer wenn sie Vieh im offenen Kampfe rauben konnten, was sie als ehrenvoll betrachteten; dabei schien ihnen harte Arbeit nicht unter ihrer Würde. Nicht das Gleiche kann von ihren Söhnen gerühmt werden, die mitunter stehlen und Arbeit nur für das Geschäft der Knechte halten. Die verderbliche Gewohnheit des Rauchens von indischem Hanf, die auch unter den früher aufgezählten Stämmen herrscht, ist unter den Makololo ziemlich verbreitet; selbst die Frauen sollen ihr heimlich ergeben sein. Die nächste Wirkung des Hanfrauchens

ist ein Gefühl größerer Körperkraft, das Ende davon aber nicht selten Blödsinn. Stumpfheit trat übrigens Livingstone bei den Frauen der Makololo nicht entgegen; vielmehr überraschte ihn ihre schnelle Fassungskraft. Seltsamer Weise billigen sie vollkommen die Sitte der Vielweiberei, diese Quelle so unzähliger Uebel. Als sie hörten, daß in England ein Mann nur eine Frau heirathen könne, riefen mehrere von ihnen aus: in einem solchen Lande möchten sie nicht leben; nach ihrer Denkungsart sollte jeder achtbare Mann eine Anzahl Weiber als Beweis seines Wohlstandes haben. Aehnliche Vorstellungen herrschen am ganzen Zambesi hinab. Kein Mann wird von seinem Nachbar geachtet, der nicht mehrere Weiber hat. — Die Frauen werden unter den Makololo nicht gekauft und verkauft, obgleich die Heirath wie ein Kauf aussieht. Der Bräutigam gibt seinem Schwiegervater je nach seinem Wohlstand eine Anzahl Kühe, nicht als Kaufgeld für die Braut, sondern um das Recht zu erwerben, die Kinder, die sie etwa bekommt, in seiner eigenen Familie zu behalten. Ohne diese Zahlung hat ein Mann zwar vollkommene Gewalt über sein Weib, aber nicht über die Kinder; denn da die Eltern ein Glied ihrer Familie opfern, indem sie sich von ihrer Tochter trennen, muß auch deren Gatte etwas von seinem Eigenthum opfern, gleichsam um jenen Bruch zu heilen. Es ist dieß eine Sitte, an die sich große Mißbräuche hängen. Die wohlhabenden alten Männer, die Vieh in Fülle haben, heirathen alle hübschen Mädchen; die jungen Männer, die zufällig kein Vieh haben, müssen ohne Weib auskommen oder sich mit einem begnügen, das wenig Anziehendes für sie hat. Dieser Stand der Dinge hat natürlich viel Unsittlichkeit im Gefolge, und auffallend ist die geringe Zahl der Kinder. — Schwere Arbeiten werden von den Frauen nicht gefordert, da sie Mägde haben, um die Haushaltungsgeschäfte zu besorgen; Langeweile ist desto häufiger ihr Loos. Da erregten denn verschiedene Gegenstände, die sie bei Livingstone sahen, allerlei Wünsche; doch nahmen sie's nicht übel, wenn ihre Bitten abgeschlagen wurden. Ebenso wenig war eine von ihnen empfindlich, als sie auf ihre Frage, was Livingstone's Aufzeichnungen über den Stand seiner Thermometer bedeuteten, aus Mangel an den passenden Ausdrücken in ihrer Sprache keine Antwort erhielt: „Armes Ding," sagte sie nur mit schalkhafter Freude „er spielt wie ein Kind!"

Eine erfreulichere Seite des Lebens der Makololo, als die so eben besprochene, ist noch immer ihr Sinn für Gerechtigkeit. Die Gegen-

stände, welche Livingstone acht Jahre vorher sammt seinem Wagen in ihrem Lande zurückgelassen hatte, wurden ihm bei seinem dießmaligen Besuch alle unversehrt zurückgegeben. Nur ein Rad seines Wagens war von den weißen Ameisen weggefressen worden. Während seines Aufenthalts kam es vor, daß ein Ochse von einem Krokodil getödtet wurde; ein Mann fand das todte Thier auf dem Flusse schwimmend und eignete es sich zu. Als der rechtmäßige Eigenthümer das hörte, ersuchte er ihn, vor den Häuptling zu kommen, da er Willens sei, ihn zu verklagen; der Dieb aber legte die Sache dadurch bei, daß er einen von seinen eigenen Ochsen anstatt des getödteten hingab. Ein anderes Mal zankten und verfluchten zwei Männer einander; da stand ein Dritter auf, nahm, um Unheil zu verhüten, ruhig ihre Speere aus der Ecke, in der sie standen, und setzte sich zu Livingstone, indem er sagte: „Es liegt in der Natur der Stiere, einander zu durchbohren." — Sind die Bewohner eines Dorfes unzufrieden mit dem von ihnen selbst gewählten Ortsvorsteher, so strafen sie ihn dadurch, daß sie alle bei Nacht aufbrechen und ihn allein lassen. Sklaven machen die Makololo nicht, und Livingstone mußte von seinen Führern in dieser Beziehung manch' bittere Bemerkung über die Weißen hören. Unter den Küstenstämmen wird ein Flüchtling fast immer verkauft, hier aber behält ein solcher denselben Rang, den er in seinem eigenen Stamm hatte. Selbst die Kinder der Gefangenen haben dieselben Rechte wie die Kinder derer, die sie gefangen nahmen. Auch unter den Zulu's und Matebele's ist der Sklave, der durch einen Raubzug zum Stamme gebracht wird, fast seines Herrn Gleichen, ja er kann auch ungestraft denselben verlassen und innerhalb der Gränze des Reichs gehen, wohin es ihm beliebt. Ueberhaupt ist die Sklaverei unter Afrikanern nicht so abstoßend, wie sie stets in den Händen der Europäer es wird. Von dem afrikanischen Herrn wird weder die Pünktlichkeit, Schnelligkeit, Gründlichkeit, noch so viel Anstrengung verlangt, wie von dem europäischen. In Europa ist man verlegen wegen Mangels an Zeit, in Afrika weiß man nicht, was man mit der Zeit anfangen soll. Raub- und Plünderungszüge, um die Heerden benachbarter Stämme wegzuführen, wollen dagegen die Makololo durchaus nicht als strafbar erkennen. Nur die Vergießung von Menschenblut versuchte nie einer zu rechtfertigen. — Der Häuptling erhält den Rücken und die Rippen jedes von seinem Volke geschlachteten Ochsen, und von den unterworfenen Stämmen Zins an Getreide,

Bier, Honig, wilden Früchten, Hacken, Rudern und Baumkähnen. Sein Haupteinkommen jedoch besteht in Elfenbein, das der Theorie nach sein ausschließliches Eigenthum ist. Die Stoßzähne jedes erlegten Elephanten werden zu seiner Verfügung gestellt, während nach dem Jagdgesetz der Portugiesen und der angränzenden Stämme nur ein Stoßzahn der Regierung gehört und der Jäger den andern behält. Uebrigens erwarten die Makololo, daß ihr Häuptling den Ertrag des Elfenbeins, wie ein Vater mit seinen Kindern, mit ihnen theile.

Nicht minder kriegerisch als die Makololo sind die Zulu's oder Landins auf der rechten Seite des mittleren und unteren Zambesi, deren Herrschaft die Portugiesen praktisch dadurch anerkennen, daß sie ihnen jährlich einen ziemlich hohen Tribut für ihre (jenseits des Flusses gelegenen Ländereien) bezahlen. Die wenigen reichen Kaufleute von Senna seufzen unter dieser Last, aber sie fügen sich, weil sie wissen, daß eine Verweigerung der gewohnten Steuer einen Krieg in sich schlösse, der mit dem Verlust ihres ganzen Besitzthums enden könnte. Die Zulu's scheinen ihrerseits die Bewohner von Senna und Schupanga so scharf zu überwachen, wie nur irgend ein Gutsherr seinen Pächter; sie stehen unter guter Mannszucht und kommen alljährlich mit Heeresmacht, um den gewohnten Tribut zu erheben. Livingstone sah sie bei dieser Gelegenheit ihre Tänze aufführen, aber in nähere Berührung kam er mit ihnen nicht.

Wenden wir von den Eigenthümlichkeiten der einzelnen Stämme unsern Blick nun wieder auf die Gesammtheit der Bewohner Afrikas, deren Wohnsitze Livingstone durchwanderte, so bekam er von ihnen den Eindruck, sie seien — natürlich nicht ohne Ausnahme — geborne Kaufleute, bei denen nur die Liebe zum Tändeln oft die zum Gewinn übersteige. Die Sucht, immer und überall Jedem etwas Angenehmes zu sagen, fand er unter ihnen auch in andern Beziehungen oft auf eine recht lästige Weise herrschend. Bezeichnend dafür ist folgende Thatsache. Es erscheint in Afrika alles so viel größer und der Glanz des Sonnenlichts ist so stark, daß für den Europäer einige Zeit dazu gehört, die Entfernung beurtheilen zu lernen, und englische Jagdliebhaber bei ihren ersten Versuchen sich immer durch Fehlschüsse auszeichnen. „Ist sie verwundet?“ fragte ein Herr seinen schwarzen Begleiter, nachdem er auf eine Antilope gefeuert hatte. „Ja! die Kugel gieng ihr gerade ins Herz.“ Da diese vernichtenden Wunden sich nie als tödtlich erwiesen, bat er einen Freund, der die Sprache

verstand, dem Manne zu erklären, daß er in jedem Falle die Wahrheit vorzöge. „Er ist mein Vater," erwiederte der Eingeborne, „und ich dachte, er würde ungehalten sein, wenn ich ihm sagte, daß er nie treffe." Noch viel mehr als die Freien beschäftigt die Sklaven der Gedanke an das, was gefallen wird; einen Sklaven dahin zu bringen, etwas ganz treu zu übersetzen, ist fast eine Unmöglichkeit.

„Was die Gesichtsbildung betrifft, so erinnerten uns viele Bewohner der Nyassa-Gegenden an die alt-assyrischen Formen auf den Denkmälern, mit welchen Layard das britische Museum bereicherte, und legten uns hiedurch die Vermuthung nahe, daß der eigentliche Negertypus nicht der an der Westküste vorkommende ist, nach dem sich die meisten Leute ihre Vorstellung von der afrikanischen Rasse bilden. Ein großer Ring in einem Ohr und gewisse Arten, das Haar zu tragen, erinnern an die alt-ägyptischen Denkmäler. Die Lippen gleichen mehr denen der Europäer, als denen der Neger an der Westküste. Auch die hohen Waden, die für ein charakteristisches Merkmal der Negerrasse gelten, sind nicht allgemein."

„Ethnologen sehen in dem Afrikaner durchaus nicht das unterste Glied der menschlichen Familie. Er besitzt beinahe dieselbe Körperstärke wie der Europäer, und als Rasse eine bewunderungswürdige Ausdauer. Weder Krankheiten noch geistige Getränke, welche unter den nordamerikanischen Indianern und den Südsee-Insulanern so furchtbare Verheerungen anrichteten, scheinen im Stande zu sein, die Neger aufzureiben.*) Auch dann, wenn sie das so viele Menschenleben zerstörende System der Knechtschaft ihrer Heimat entreißt, breiten sie sich unaufhaltsam aus, und verdunkeln die Farbe der Hälfte des neuen Kontinents. Zu ihrer körperlichen Zähigkeit in Ertragung der größten Entbehrungen ist ihnen, als eine Art Ersatz, ein natürlicher Frohsinn geschenkt, der sie befähigt, der schlimmsten Lage die beste Seite abzugewinnen. Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß diese Kraft, dem Unglück zu widerstehen, oder wie Einige sagen,

*) Eine Frau, die einen Pfeil im Rücken trug, schwamm über den Schire und wurde von den Europäern im Boot aufgefischt. Der Pfeil war ihr von hinten hinauf in die linke Lunge gedrungen, wohl neun Zoll tief. Da Luft aus der Wunde drang, hielt Livingstone eine Operation für unrathsam, man trug sie in ihre eigene Hütte und gab ihr Nahrung. Einer ihrer Verwandten aber schnitt flink den Pfeil heraus und brachte ein Stück Lunge mit weg. Dennoch erholte sie sich und war nach einiger Zeit nicht blos wohl, sondern dick geworden.

diese Anlage zu einem Leben der Knechtschaft, nicht allen afrikanischen Stämmen eigen ist. Viele würden in der Sklaverei dahin siechen, oder sich selbst das Leben nehmen. Kein Krumann kann zum Sklaven gemacht werden, und ebenso wenig lassen sich die freiheitsliebenden Zulu- und Kaffernstämme unterjochen. Eine Barotsefrau wurde einst einem Sklavenhändler übergeben, weil sie sich weigerte, einen Mann zu heirathen, den sie nicht liebte. Sobald sie ihr Loos verstand, ergriff sie einen Speer, durchbohrte sich und fiel todt nieder.

Von Zeit zu Zeit sind unter den Afrikanern, wie unter andern Völkern, Männer von bedeutenden Fähigkeiten aufgetaucht, die durch ihre Gaben die Aufmerksamkeit weiter Landstriche auf sich zogen; aber der gänzliche Mangel einer Literatur läßt alle früheren Leistungen verloren gehen. So haben sie auch ihre Minnesänger gehabt, deren Ergüsse aber gleichfalls die bloße Tradition nicht erhielt. Livingstone's Reisegesellschaft schloß sich einmal einige Tage lang ein Dichter an, und sang, so oft sie Halt machten, den Dorfbewohnern ihren Ruhm in fließenden harmonischen Versen vor. Als er zum ersten Male anfieng, war das Lied kurz, aber er sammelte jeden Tag mehr Nachrichten über die Fremden und fügte sie dem Gedichte hinzu, bis es eine Ode von ansehnlicher Länge wurde. In der Karawane selbst befand sich auch ein freilich weniger begabter Sänger. Jeden Abend, während die Andern kochten, schwatzten oder schliefen, trug er seine Lieder vor, die eine Geschichte alles dessen enthielten, was er in dem Lande der weißen Männer und auf dem Rückweg gesehen hatte. Er begleitete sie mit der Sansa, einem musikalischen Instrument, dessen neun eiserne Tasten mit dem Daumen gespielt werden, während die übrigen Finger es an der Rückseite halten. Oft setzte er sein Spiel fort bis tief in die Nacht hinein. War er fertig, so erhoben sich zuweilen noch lebhafte politische Erörterungen, bei denen Leute von den verschiedenen Feuern her einander zuschrieen und das ganze Lager in Aufregung brachten. Die bei diesen Gelegenheiten aufgewendete Beredtsamkeit war zum Erstaunen, und die schlechte Regierung der Häuptlinge bot ein unerschöpfliches Thema. Gewöhnlich behielt dabei aber doch der loyale Ortsvorsteher Tuba das letzte Wort, nicht sowohl weil seine Beweisführung die beste, als weil seine Stimme die lauteste war.

„In Beziehung auf die geistige Begabung der Afrikaner haben wir nichts gesehen, was zu der Annahme berechtigen könnte, daß sie

zu einer andern Gattung gehören als die gebildetsten Völker der Erde. Sie sind mit jeglicher Eigenthümlichkeit des menschlichen Wesens ausgestattete Menschen. In einem Zustande der Barbarei verlebte Jahrhunderte haben auf sie denselben erniedrigenden Einfluß geübt, den Pritchard an einigen vor ein paar Generationen in die Berge von Ulster und Connaught zurückgedrängten Irländern wahrnahm. Bei etlichen Stämmen werden Jahrhunderte dazu gehören, um in physischer und moralischer Beziehung die verderblichen Wirkungen von Jahrtausenden wieder zu verwischen; andere Stämme stehen aber auf einer viel höhern Stufe der Sittlichkeit, der Intelligenz und des Gewerbsfleißes, als man gewöhnlich glaubt. Verläumdung, Lüge, Haß, Ungehorsam gegen die Eltern oder Vernachlässigung derselben, Diebstahl, Mord und Ehebruch, all das erkannten die Besseren unter ihnen als Sünde, ehe sie etwas von den Europäern oder ihren Lehren wußten. Nur daß es unrecht sei, mehr als eine Frau zu haben, war ihnen noch nie in den Sinn gekommen."

Als Bischof Mackenzie zum ersten Male die Felder der Mangandscha sah, äußerte er: „Wenn ich in England nach dem Zweck meiner Sendung nach Afrika gefragt wurde, antwortete ich, unter Anderem wolle ich die Eingebornen auch im Ackerbau unterrichten, aber jetzt sehe ich, daß sie davon viel mehr verstehen als ich." Gelber Blutstein, der weder in Farbe noch Gewicht die mindeste Aehnlichkeit mit Eisen verräth, wird bei Kolobeng zur Gewinnung dieses Metalls benützt. Der Unwissende würde gewiß auch dem schönen, grünen Malachit, aus dem in civilisirten Ländern kostbare Vasen gemacht werden, nicht ansehen, daß er kupferhaltig ist, und doch werden daraus im Herzen Afrikas in ausgedehnter Weise Ringe und andere Schmuckgegenstände geschmolzen. Livingstone glaubt kaum, daß Afrika je eine Steinzeit hatte, wie sie nach den Funden in den Pfahlbauten auch unsern Voreltern zugeschrieben werden muß, und wie sie noch heutigen Tags im Feuerlande zu sehen ist. Merkwürdig ist aber, daß seit Jahrhunderten kein Fortschritt mehr stattgefunden zu haben scheint. Die Art Feuer zu machen ist dieselbe in Afrika wie in Indien; die Schmelzöfen und irdenen Geschirre sind ebenfalls gleich. Die Zubereitung der Speisen und das Brauen des Biers mahnen an das alte Aegypten; Angeln, Fisch- und Jagdnetze, Fischkörbe und Dämme an die schottischen Hochlande. Noch manche andere Künste und Geräthschaften, die sich unverändert von Jahrhundert zu Jahrhundert

erhalten haben, und ganz in derselben Weise über einen großen Theil der Erde verbreitet sind, deuten sie nicht unwidersprechlich auf eine gemeinsame Quelle hin? Und ist es nicht nahezu gewiß, daß wenn Menschen, welche schon die wenigen Künste besitzen, deren auch die rohesten Völker bedürfen, dahinsterben, sobald sie ausschließlich auf Wurzeln und Beeren angewiesen sind, sie nimmer in einem sogenannten „Naturzustand" hätten bestehen können? Ungleich weniger als die Thiere zu ihrer Selbsterhaltung ausgerüstet, hätten sie nicht lange genug gelebt, um auch nur den Bildungsgrad der jetzigen Wilden zu erreichen. Ganz abgesehen von den biblischen Winken muß also angenommen werden, daß, wie der Mensch sich nicht selbst ins Dasein rufen konnte und daher einen Schöpfer brauchte, er auch auf seiner ersten Entwicklungsstufe sich nicht selbst bilden konnte, und folglich eines höheren Lehrers bedurfte. Oder kann man wirklich vernünftiger Weise glauben, er habe in einem Zustand äußerster Hilflosigkeit, in dem seine Nachkommen nicht zu bestehen vermögen, viele Erfindungen gemacht, die von seinen Kindern und Enkeln aufbewahrt, aber etliche und dreißig Jahrhunderte hindurch nimmer verbessert wurden?

„Die Wirkung, welche gewissen aus Pflanzen bereiteten und nur dem Eingeweihten bekannten Medizinen zugeschrieben wird, ist einer der hervorstechendsten Züge in der Religion des Afrikaners. Nach seinem Glauben gibt es nicht nur für jeden Körper-, sondern auch für jeden Seelenschmerz ein Heilmittel. — Die guten Geister der Abgeschiedenen (Azimo oder Bazimo) können durch Medizinen versöhnt und durch Opfer von Bier und Mehl oder irgend einer ihrer Lieblingsspeisen geehrt werden. Nur (?) in Dahome ist daraus ein schauerlicher Aberglaube geworden, indem hier Menschenblut die Stelle der in neun Zehntheilen des Kontinents gebräuchlichen Pflanzenstoffe vertritt. Die schonungslose Mißachtung des menschlichen Lebens, von der Speke und Grant aus den Ländern der Nilquellen erzählen, gehört gleichfalls zu den Ausnahmen.*) Wir hörten die Eingebornen von einem Häuptling reden, der ähnliche Anfälle von Blutdurst hatte, aber offenbar wahnsinnig war; und nur die tiefe Ehrfurcht der Afri-

*) Diese Ausnahmen sind jedenfalls keine Seltenheiten. Uns will bedünken, daß Livingstone hie und da von Afrika im Allgemeinen gar zu günstige Ansichten hegt, was uns übrigens freundlicher anmuthet als die wegwerfenden Urtheile anderer Reisenden.

kaner vor der königlichen Würde rettete ihn und wahrscheinlich Speke's berüchtigten Häuptling Mtesa (Miss. Mag. 1864, S. 437 ff.) vor Hinrichtung. An zwei oder drei andern Orten werden auch Theile des menschlichen Körpers zur Vermittlung zwischen den Lebenden und der Geisterwelt gebraucht; ein grausamer Charakter darf aber der Religion der Afrikaner im Ganzen deßhalb ebenso wenig zugeschrieben werden, als man sie alle Menschenfresser zu nennen berechtigt ist, weil in einer oder zwei Gegenden Menschenfresserei vorkommt.

„Allgemein ist der Glaube an Zauberei. Ein Horn, ein geschnitztes Bild oder irgend ein anderer Gegenstand wird zuweilen als Amulett getragen, um die Wirkung der Medizin zu verstärken, die vor feindlichen Einflüssen schützen soll. Diese Amulette werden Grigri's genannt, aber sobald es erwiesen ist, daß die Medizin ihre Kraft verloren hat, keinen Augenblick länger für heilig gehalten, sondern als unnütz weggeworfen. Die Anbetung von Götzen ist den Afrikanern eben so fremd, als, wie versichert wird, civilisirteren Völkern die Anbetung der Bilder in ihren Kirchen. Sie tragen nicht, gleich den Muhammedanern, ihre Frömmigkeit zur Schau, sondern suchen, wenn sie beten, wie die Christen, die Stille und Verborgenheit."

Auf specifische Zaubermittel wird überall ein außerordentlicher Werth gelegt; natürlich ist daher der Stand der Aerzte auch in den Zambesi-Gegenden zahlreich vertreten. Außer denen, die wirklich etwas von ihrem Beruf verstehen, gibt es eine ganze Reihe solcher, die vorgeben, durch irgendwelche geheime Zaubermittel vor dem Biß des Krokodils oder vor der Wuth des Elephanten schützen zu können. Der Würfeldoktor, dessen Geschäft hauptsächlich die Auffindung der Diebe ist, wird von den Portugiesen so gut wie von den Eingebornen zu Rathe gezogen, und in der Regel bewährt sich seine Kunst, weil er selbst sich nicht auf seine Würfel verläßt, sondern durchs ganze Dorf hin vertrauliche Agenten hat, um den Verbrecher zu entdecken. Dann gibt es Regendoktoren, solche, die sich anheischig machen, gute Schützen zu bilden, u. s. f.

Wie die Manganðscha, so glauben auch die andern von Livingstone besuchten Stämme an den großen Geist Morungo, der alle Dinge schuf und über den Sternen lebt; aber sie beten nie zu ihm und wissen nichts von ihrem Verhältniß zu ihm oder von seiner Theilnahme an ihnen. Die Geister ihrer abgeschiedenen Ahnen sind nach ihren Vorstellungen alle gut und unterstützen sie bei besondern Gelegenheiten

in ihren Unternehmungen. Daneben herrscht, in Tette vielleicht mehr als an andern Orten, der Glaube an unzählige böse Geister, die in der Luft, auf der Erde und im Wasser leben, und über das menschliche Geschlecht alle Arten von Leiden verhängen, durch verschiedene Speiseopfer aber begütigt werden können.

---

7. Missionsversuche und Kolonisationsgedanken.

Mission zu treiben im vollen, eigentlichen Sinne des Worts, seine ganze Zeit und Kraft der Verkündigung des Evangeliums unter den zu besuchenden Völkern zu widmen, das mußte Livingstone selbst von Anfang an als unvereinbar erkennen mit seiner dießmaligen Sendung. Dazu wäre doch jedenfalls ein längerer Aufenthalt an einem und demselben Orte nöthig gewesen, als es für die Zwecke der Expedition taugte, die nur eine Entdeckungsreise machen und das Land für die etwa nachrückenden Kaufleute und Missionare zugänglich machen sollte. Und doch wurde er in der Folge zu seinem großen Bedauern durch Nebendinge noch mehr, als er es in Rechnung genommen hatte, von dem Umgang mit den Eingebornen abgehalten. Da ein Mitglied der Expedition, welches das Schiff steuren und die geographischen Position aufschreiben sollte, die von ihm gehegten Erwartungen nicht erfüllte, wurde auch diese Aufgabe Livingstone zu Theil. Natürlich machte sie ihm auch die beabsichtigte Anfertigung umfangreicher Vokabularien der einheimischen Dialekte unmöglich.

Auf den Landreisen war seine Mithilfe zuweilen zur Herbeischaffung des nöthigen Proviants erforderlich. Hatte die Reisegesellschaft sich mit Sonnenaufgang auf den Weg gemacht, gegen neun Uhr an irgend einem Haltplatz ihr den Abend vorher gekochtes Frühstück eingenommen, mit einer kurzen Ruhe während der größten Hitze den Marsch fortgesetzt und dann ziemlich früh am Nachmittag ihr Lager aufgeschlagen, so mußten gewöhnlich einer oder zwei der Europäer auf die Jagd gehen, um etwas Wild zur Abendmahlzeit zu erlegen. Am bequemsten wäre es dann gewesen, einen der Eingebornen mitzunehmen, um die Beute nach Hause zu tragen, allein da diese oft klagten und murrten, wie müde sie seien, giengen die Jäger häufig allein und übernahmen die Mühe, ihre Leute erst nachher an den Ort zu führen, wo das

Thier lag. Wenn sie dann, selbst ermüdet, zu diesem Zwecke zum zweiten Male eine Strecke von vielleicht mehreren Stunden zurückzulegen hatten, da konnte wohl auch die Versuchung an sie herantreten, nur hinreichend Fleisch für die drei Weißen mit ins Lager zu nehmen, und die armen, undankbaren Müßiggänger ihrem Schicksal zu überlassen. Doch Livingstone wußte, daß fortgesetztes Wohlthun, Wohlthun bis zu dem Grade, wo es der Weltweisheit Schwachheit scheint, das einzige Mittel ist, auf die Herzen der Heiden einen heilsamen Eindruck zu machen, also auch auf die seiner Makololo. Eine Bekehrung als Frucht seines längeren Zusammenlebens mit ihnen durfte er indeß nicht erleben, obwohl sie ihm persönliche Anhänglichkeit bewiesen, sich während des Bibellesens und Gebets stets anständig betrugen und bei der Rückkehr in ihre Heimat einen gewissen Stolz drein setzten, ihren staunenden Freunden das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntniß herzusagen, die sie in der Makololo-Sprache gelernt hatten.

Seinen Verkehr mit den Eingebornen eröffnete Livingstone gewöhnlich mit einer Erklärung über den Abscheu der Engländer vor dem Sklavenhandel, und dabei zeigte sich's, daß die meisten schon etwas wußten von den Anstrengungen der englischen Kreuzer zur Unterdrückung desselben. Als eifrige Handelsleute mit ziemlich klaren Begriffen von ihrem eigenen Vortheil fanden sie den Vorschlag, statt ihre Mitmenschen zu fangen und zu verkaufen, Baumwolle zu bauen und zu verkaufen, meistens einleuchtend. Auch die Vorstellung, daß der Vater aller Wesen mit seinen Kindern zürne, weil sie einander verkaufen und tödten, gewann ihren Beifall, aber bei tiefer gehenden religiösen Gesprächen legten sie eine manchmal entmuthigende Gleichgiltigkeit an den Tag. Zu ihrem Glauben an ein höchstes Wesen und an die Fortdauer der Seele nach dem Tode eignete sich ganz gut die Erklärung, daß die Weißen ein Buch besitzen, das eine Offenbarung des Willens und der Absichten des großen Gottes enthalte. Erweckte aber auch die Kunde, daß Sein Sohn unter den Menschen erschienen sei, noch ihre Aufmerksamkeit, so wollte es doch nicht gelingen, ihnen ein Gefühl davon beizubringen, daß sie in einer Verwandtschaft zu ihm stünden und Er Theilnahme für sie empfinde. Livingstone schreibt dieß wenigstens zum Theil der Art der Mittheilung durch Dollmetscher oder durch seine eigenen Versuche in der schweren, nur mangelhaft erlernten Sprache zu; doch ist's ja nicht nöthig, zu einem Volke von fremder Zunge zu reisen, um ähnliche Erfahrungen zu machen. Er-

staunt war er zu hören, wie weithin in Afrika oft schnell die Ankunft von Missionaren, und ihre Wirksamkeit, sofern sie sich auf Dinge dieses Lebens bezieht, bekannt wird. So erzählte man ihm z. B. im Bawe-land, 130 Stunden nördlich von Moselekatse's Wohnsitz, es seien kürzlich Engländer zu diesem Häuptling gekommen und haben ihm gesagt, Menschen zu tödten sei unrecht. Er habe ihnen geantwortet, er sei geboren, um Leute zu tödten, wolle aber die Gewohnheit fallen lassen; und seither habe er seine Leute nie mehr wie ehedem ausgesandt um zu morden, sondern um Tribut an Kattun und Elfenbein einzu-sammeln. — Als Friedensstifter wurde im Batoka-Lande auch Living-stone mit Jubel begrüßt, weil seine Leute verkündigten, er wolle Sekeletu zu bewegen suchen, daß er seine Unterhäuptlinge verhindere, noch weitere Raubzüge dorthin zu machen. Sein Marsch glich einem Triumphzug, und so oft er ein Dorf betrat oder verließ, mischte sich in das Händeklatschen der Männer und das Lalliln-Jauchzen der Frauen der Ruf: „Laßt uns schlafen!" oder „Friede!" Oft bereite-ten die Einwohner ganz aus freien Stücken das Lager der Karawane. Einige ebneten mit Hacken den Boden für ihre Betten; Andere brachten dürres Gras und breiteten es sorgfältig über den Platz hin; Manche machten mit ihren kleinen Aexten schnell eine buschige Umfriedigung zum Schutz vor dem Winde; wieder Andere brachten Wasser und Holz, um die Speisen zu kochen.

Die Friedenshoffnung war freilich den armen Batoka willkommener, als den kriegerischen Makololo die Predigt, daß die Ermordung ihrer Nebenmenschen und ihre ungerechten Raubzüge sie in den Augen ihres großen Vaters strafbar machten, und daß diejenigen, welche Andern keinen Frieden gewährten, vom höchsten König selbst keinen zu hoffen hätten. „Warum sollen diese Makalala" — ein verächt-licher Ausdruck für alle schwärzeren Stämme — „Vieh besitzen, wenn sie nicht für dasselbe zu kämpfen wissen?" konnte da die Antwort lauten, oder auch: „Wir haben Gottes Buch nöthig. Aber die Herzen der schwarzen Männer sind nicht dieselben wie die der Weißen. Wenn das Sünde ist, was die Gewohnheit uns zu thun verleitet, so liegt die Schuld an dem weißen Mann und Jesus, der uns das Buch nicht gegeben und uns nicht so begünstigt hat wie die Weißen." — Als beim Abschied vom Lande der Makololo Livingstone daran anknüpfend, wie Viele aus ihrer Zahl seit seinem früheren Besuche gestorben seien und wie unwahrscheinlich es sei, daß die jetzt Gegenwärtigen einander

Alle in diesem Leben wieder sehen würden, von der Ewigkeit mit ihnen zu sprechen versuchte, erwiederten sie: „Können diejenigen, welche im Felde getödtet und von den Geiern verschlungen, oder diejenigen, welche von den Hyänen oder Löwen gefressen, oder diejenigen, welche in den Fluß geworfen und von den Krokodilen verzehrt worden sind, — können sie alle wieder ins Leben gerufen werden?" Livingstone sagte ihnen, Menschen können eine Bleikugel nehmen, dieselbe in ein Salz verwandeln, das im Wasser ebenso vollständig aufgelöst werden könne, wie unsere Leiber im Magen der Thiere, und es dann wieder in Blei umwandeln; und wenn nun Menschen, die genau ihres Gleichen seien, so viel thun könnten, wie viel mehr könne dann Er thun, der das Auge gemacht habe, um zu sehen, und das Ohr, um zu hören! Uebrigens glauben die Christen nicht an die Auferstehung der Todten, weil sie verstehen, wie dieselbe vor sich gehen werde, sondern weil ihr himmlischer Vater es sie in seinem Buche versichere. — Die Berufung auf die Wahrhaftigkeit des Buchs machte immer mehr Eindruck auf die Gemüther der Eingebornen, als die geschickteste Erklärung desselben.

An einzelnen Seelen nun hat Livingstone, wie uns natürlich scheint, wenig ausgerichtet, aber er kann's nicht lassen, Pläne zu machen für das Wohl ganzer Stämme. Im Blick auf die unaufhörlichen Raubzüge der afrikanischen Völker gegen einander, so wie auf ihren ganzen sittlichen und religiösen Zustand, taucht in ihm wieder und wieder der Gedanke auf, welch ein Segen eine europäische Kolonie etwa auf dem herrlichen gesunden Hochlande der Batoka für das zwischen den Wendekreisen liegende Afrika werden könnte. Er denkt sich's lieblich, wenn Tausende gewerbfleißiger Eingeborner sich um die weißen Ansiedler herum niederlassen und ungestört durch Krieg und Kriegsgeschrei auf die Wahrheiten des Evangeliums lauschen könnten. Und um gleich einige praktische Winke zu geben über die beste Art, diesen schönen Gedanken zu verwirklichen, und ihn als recht ausführbar zu empfehlen, fährt er fort: „Man sollte denken daß, da die Kräfte der Mechanik den Heiden unbekannt sind, die fast magischen Wirkungen einer Maschine, die Entdeckungen der neuern Wissenschaft und Kunst, oder das Gefühl der ungeheuren Macht, welche z. B. mit der Erscheinung eines Kriegsschiffes verbunden ist, ihnen ebenso viel Ehrfurcht einflößen müßten, wie ehedem Wunder. Obgleich wir aber die Eingebornen beim Anblick selbst

kleiner Darstellungen dessen, was die Wissenschaft uns zu leisten befähigt, haben ausrufen hören: 'Ihr seid Götter und keine Menschen,' so bleibt das Herz doch unberührt. Will man versuchen, sie sittlich emporzuheben, so gelangt man stets leichter zu dem gewünschten Ziel, wenn der Lehrer kommt, ohne von irgend einer Macht begleitet zu sein, die Eifersucht oder Furcht erregen kann. Heiden, welche die Gier und den Haß nicht kennen, die nur zu oft das Heranwogen der europäischen Einwanderung begleiten, lauschen mit größter Aufmerksamkeit auf die Botschaft von der göttlichen Liebe, wenn sie von Männern verkündigt wird, welche dieselben menschlichen Gefühle zeigen wie sie selbst. Ein Häuptling, der zuerst Ausländer in seine Stadt aufnimmt, wird fast um sein Glück beneidet. Eifersucht auf Fremde gehört mehr dem arabischen als dem afrikanischen Charakter, und wenn der Reisende die Frauen in Ruhe läßt, hat er von Niemanden Gefahr zu befürchten, außer von den sklavenhändlerischen Stämmen, und oft nicht einmal von diesen."

(Schluß folgt.)

Etwas für Philosophen und Afrika-Reisende.

In einer Versammlung der anthropologischen Gesellschaft traten im Frühling 1865 in England neben Hauptmann Burton, dem bekannten Vorkämpfer des Muhammedanismus und Mormonismus, auch Andere, namentlich ein Herr Harris mit Anklagen gegen die Missionare, wegwerfenden Urtheilen über die Bekehrten und oberflächlichen Darstellungen der Negernatur hervor. Viele haben darauf geantwortet, z. B. Livingstone, der nachwies, daß die Herrn Reisenden in manchen Stücken bornirter sein können, als die Völker, welche sie durchstreifen. Auf Burton's Bemerkung, die Bibelübersetzung in der Gâ-Sprache sei „ein literarisches Brechmittel," antwortet auch Miss. Zimmermann: „Ich höre, daß unsere Bibelübersetzung die Ehre gehabt hat, Hr. Burtons Mißfallen zu erregen, und ich bin froh, daß er der Erste ist, sich ungünstig darüber auszusprechen. Ich habe urtheilsfähige Eingeborne und Europäer um die Prüfung des

Werks gebeten, bin aber bis jetzt unter ihrer Mithilfe noch auf keine wesentliche Unrichtigkeit gestoßen, obgleich natürlich in einer ersten Ausgabe kleine Mißgriffe in Menge vorkommen, welche die erste Revision leicht beseitigen wird. Eine vollkommene Uebersetzung in die Landessprache kann von einem Fremden nicht erwartet werden, aber unterdessen werden unsere Uebersetzungen, wie ich hoffe, für Tausende ein Segen und die Vorbereitung auf bessere sein.“ Der edle Reisende hat natürlich ein fertiges Urtheil über diese Arbeit gehabt, ohne sich je mit der Gâ-Sprache beschäftigt zu haben. Besonders aber hat sich Miss. Saker die Mühe genommen, den beiden Herrn Anthropologen einige Worte zu entgegnen (Miss. Herald Nov. 1865). Auf die Beschuldigung des Hr. Harris: „Die Missionare arbeiten nichts, tragen schwarze Röcke und weiße Halsbinden, wohnen in hohen Häusern und halten kostbare Mahlzeiten,“ erwiedert er: „Da ich zu der Klasse der Angegriffenen gehöre und seit bald einem Vierteljahrhundert genau vertraut bin mit dem Missionswerk auf der afrikanischen Küste, halte ich mich für befähigt, einige Linien zur Vertheidigung der Missionare und ihrer Bekehrten und hauptsächlich der Mission in der Bai von Biafra zu schreiben.

„Die Missionare tragen schwarze Röcke.“ Und was liegt daran, wenn sie das thun? Ich könnte Hr. Harris vielleicht zu etwas mehr Einsicht verhelfen, wenn ich ihn ein halbes Jahr hier haben, an unserer täglichen Arbeit Theil nehmen und doch den schwarzen Rock und die weiße Halsbinde tragen lassen könnte, die er freilich beide mitbringen müßte, weil sie hier nicht zu haben sind.

„Aber sie leben in hohen Häusern und halten kostbare Mahlzeiten.“ Ich wollte, das wäre wahr von allen Missionaren an der afrikanischen Küste. Wenn irgend eine Klasse von Menschen hier hoher Häuser bedarf statt niedriger Hütten, so sind es die Missionare, und wenn irgend Jemand, so sind sie es, die eine gute Mahlzeit brauchen könnten, um sie in ihrer unausgesetzten Thätigkeit bei Kraft zu erhalten. Kann das englische Publikum nichts thun, Hr. Harris, um Sie zu vermögen, Ihre Anklage zur Wahrheit zu machen? In Beziehung auf mich ist der erste Theil dieser Anklage wahr; ich habe ein hohes Haus. Aber wie kam ich dazu? Sie versichern: „die Missionare arbeiten nichts.“

Gab ich nicht diesen Eingebornen Werkzeuge in die Hand und lehrte sie Holz fällen, Bretter sägen und Thüren und Fenster daraus

machen? Grub ich nicht selbst den Thon und machte das erste Hundert Backsteine, damit das „nachahmungssüchtige Thier" auch so thun möchte? Grub ich nicht die Erde auf und baute die Grundmauern aus Backsteinen und Kalk, bis ich es diesen „Thieren" anvertrauen konnte, allein fortzumachen? Ja, jetzt habe ich ein Haus, das mich schützt, und verglichen mit den Schupfen der Eingebornen ist es etwas mehr als ein Palast. Sie sagen, „der Afrikaner sei gleich dem Affen ein mit Nachahmungstrieb begabtes Thier." Gut, nur geht dieses Nachahmungsvermögen ein wenig über „das Thier" hinaus. Er ahmt allerdings den Missionar nach; daher kommt es, daß die Mission jetzt ein zweites Haus besitzt; und diese „Thiere" sind eben auch mit einem Schulgebäude fertig geworden und gehen dran, eine Kapelle zu bauen, die mein Wohnhaus noch weit übertreffen soll! Alles von Backsteinen. Und in den Städten, wo man vor 22 Jahren noch keine Säge, keinen Meißel und Hobel kannte, finden Sie jetzt Handwerksleute, welche Holz sägen und verarbeiten, Backsteine machen und damit bauen, Eisen hämmern und schmieden, und diese Leute verdanken alles was sie können den Missionaren. Dennoch sagen Sie: „Die Missionare arbeiten nichts."

Hr. Harris, haben Sie sich inmitten eines heidnischen Volkes niedergelassen, ohne Buch oder andere Hilfsmittel durch monatelange Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit allmählig die verschiedenen Laute aufgefaßt, die an Ihr Ohr drangen, diesen Lauten eine Schriftform gegeben, nach und nach eine Wörtersammlung angelegt und nach langer Zeit endlich eine afrikanische Sprache zu Ihrer eigenen gemacht? Und war dieß keine Arbeit? Oder war es keine Arbeit, nachdem so die Sprache erlernt war, unter den Heiden umherzugehen, wöchentlich sechsmal zu predigen und zugleich die Schulen täglich in gedeihlichem Fortgang zu erhalten?

Zu unserer Predigt aber an das Volk brauchen wir die h. Schrift. Sie mögen das Buch verachten, das nicht den Islam noch die Philosophie lehrt, sondern es ausspricht, daß Gott aus Einem Blut aller Menschen Geschlechter gemacht hat. Wir verachten es nicht, sondern streben nach einer guten Uebersetzung desselben. Wir ziehen dazu Kritiker und Hilfsarbeiter heran. Wenn das Buch geschrieben ist, muß es gedruckt werden. Diese Jünglinge, „mit Nachahmungstrieb begabte Thiere," müssen gelehrt werden, die Typen zu setzen und die Presse zu behandeln. Haben Sie so geschrieben und gelehrt und

gearbeitet, bis das ganze Neue Testament und die Hälfte des Alten fertig war? Wenn Sie nichts von all dem gethan haben, behaupten Sie dennoch, der alternde Missionar, der es gethan hat, arbeite nichts?

Und auch „der Jüngling“, der herauskam als „tüchtiger Handwerker“ (nur um so brauchbarer, vorausgesetzt, daß er mit diesen mechanischen Geschicklichkeiten ein hingebendes Herz für den Heiland der Sünder und innige Liebe für Alle, die Er zu erlösen gekommen ist, verbindet), der über dem Versuche stirbt, die Sprache zu lernen, soll er „nichts gearbeitet“ haben? Oder der, welcher die Sprache lernt, täglich predigt, müde herumwandert, oft mit dem Fieber und täglich mit körperlicher Schwachheit kämpft, arbeitet er nichts? Diese Arbeit sehe ich an Andern jeden Tag meines Lebens.

Gehen Sie nach Kalabar und Sie werden dort dasselbe Werk sehen. Gehen Sie an den Gabun; Sie werden dort zwei Schriftsprachen finden, die jetzt geschrieben werden, und die h. Schrift in beiden gedruckt. Was Sie auch sagen mögen, die Männer, welche Sie so angreifen, tragen das Licht der Wahrheit in die tiefe Finsterniß Afrikas hinein.

Alles das ist nicht in einem Winkel geschehen, sondern unter jahrelangem Kampf und Wachsthum, ganz offen vor den Augen der Welt. Und doch sagen Sie angesichts all dieser Thatsachen: „Die Missionare arbeiten nichts.“ Hr. Harris, ich bin mit Ihnen fertig. Ich bin nun nahezu abgenützt durch Arbeit. Schwäche zwingt mich, mein Tagewerk auf 12—14 Stunden zu beschränken und wirft mich zuweilen ganz darnieder; und in Kurzem werde ich da sein, wo Lügen mich nicht anfechten.

Von dem „mit Nachahmungstrieb begabten Thiere“ aber behauptet Hr. Burton, „obgleich in seinem Naturzustand nicht gerade angenehm, sei es doch immer noch ungleich besser, als der zum Christenthum bekehrte Afrikaner.“ Ich kann es füglich Andern überlassen, seine besondern Beschuldigungen gegen die beinahe 700 Stunden von mir entfernten Christen in Sierra Leone zurückzuweisen, und spreche nur von solchen, die mir näher stehen.

„Hauptmann Burton, Sie sind in Viktoria gewesen;*) Sie

*) Burton hatte mit Miss. Saker den 13000 Fuß hohen Camerunberg bestiegen, an dessen Fuße die Missionsstation Viktoria liegt. Draußen sind die

haben Horton Johnson gesehen. Er hat den Anfang der Gebirgsreise mit uns gemacht. Sie haben Joseph Wilson und vermuthlich noch mehrere Andere gesehen. Sind diese die gezähmten Thiere, welche hinter den wilden so weit zurückstehen sollen? Es sind jetzt 21 Jahre, daß ich in Fernando Po predigte; damals hörte Horton Johnson zum ersten Male von dem Wege der Versöhnung mit Gott für gefallene Menschen. Seine Augen wurden aufgethan und sein Herz und Leben verändert. Diese langen Jahre hindurch hat er ein heiliges Leben geführt; und Sie wissen, daß er männlich, achtungswürdig und allgemein geachtet ist. Und auch Wilson hat 22 Jahre hindurch sich das schöne Zeugniß eines christlichen Mannes bewahrt, und anstatt bei seinem einträglichen Geschäft in einem Lande zu bleiben, in dem die katholische Kirche an die Stelle des Gottesdienstes den Bilderdienst gesetzt hat, hat er sich mit seiner Familie freiwillig in die damalige Wildniß von Viktoria verbannt. Können Sie ihn, der alles zum Opfer brachte, was den Kindern dieser Welt so theuer ist, Einer schlechten Handlungsweise beschuldigen? Ich nenne diese Männer, weil Sie sie kennen. Und was wäre zu sagen von jenem hochherzigen William Smith, der während meiner häufigen Abwesenheiten Jahrelang den Gottesdienst in Fernando Po fortführte, und mit mir und für mich zu den Gebirgsstämmen reiste? Doch wozu weitere Persönlichkeiten? Ich könnte hundert Bekehrte nennen, die einst die Kirche in Fernando Po besuchten, und deren christlicher Wandel zeigte, daß sie frei geworden waren von den eckelhaften Lastern des „nicht gerade angenehmen heidnischen Thiers."

„Nicht angenehm," sagen Sie. Nein! wir trafen in Basipu den Häuptling Biso: sein Kopf war mit dem bosuper, jener Masse von Thon und Fett bedeckt, mit der diese Thiere ihre Haupthaare zusammenkleben. Er war mit Erdfarben, Oel und Asche bemalt; verschiedene Schlangenhäute, Schneidezähne von wilden Katzen, Knochen und Federn von Vögeln hiengen als Zieraten an seinem Hals, seinen Armen und seinen Lenden, die gewöhnlichen Abzeichen des Fernandischen Edelmanns. Er hörte die Botschaft von der Erlösung des Menschengeschlechts, und obgleich „ein Thier", wurde er aufmerksam;

Herrn Reisenden oft sehr froh an einem Missionar, der für sie dollmetscht; kommen sie dann nach Europa, so geberden sie sich, als haben sie den Missionar und all sein Thun im Nu überschaut, gewogen und zu leicht gefunden.

er hörte, bis er an die Macht und die Bereitwilligkeit des Sohnes Gottes glaubte, ihn, so erniedrigt und entwürdigt er war, zu retten. Er wusch sich. Er arbeitete auf seinem Gute wacker, um sich zu kleiden und seine Familie zu erhalten. Er wurde ein Christ und brachte in seinem spätern Leben einen großen Theil seiner Zeit damit zu, seinen Landsleuten in ihren Wohnungen auf den Bergen die Botschaft von der Gnade zu verkünden. Drei Jahre lang that er das ohne Bezahlung, bis der Tod ihn wegraffte. Und er blieb nicht allein. Manche Bewohner von Fernando Po, deren mannhaft christlicher Wandel die Falschheit der gegen die eingebornen Bekehrten geschleuderten Schmähungen beweist, folgten ihm; und obgleich zwei Fälle vorkamen, in denen sie für einige Zeit zu ihrer früheren Lebensweise in den Bergen zurückkehrten, fordere ich Sie, Hauptmann Burton, oder irgend Jemand auf, mir auch nur einen einzigen Fall von Trunkenheit oder einen einzigen Diebstahl unter den Bekehrten aus jenem wilden Geschlecht zu nennen bis zur Zeit unserer Ausweisung von der Insel herab.*) Unter den in Fernando Po ansäßigen Bekehrten kamen schlechte Handlungen vor, aber sie führten zur augenblicklichen Ausschließung der Betreffenden aus der Kirche.

Sie sagen uns, daß „bekehrte Heiden ihre eigenen Sittengesetze verlieren und sich die unsern doch nicht aneignen." „Die unsern!" Meinen Sie damit die Sittengesetze, welche die Engländer an der Küste befolgen? O, um jeden Preis möchten wir die Bekehrten davor bewahren. Sie sprechen von der „Unkeuschheit der Frauen." Hauptmann Burton! Laden Sie mich auf diese Weise ein, einige entsetzliche Wahrheiten vor den Ohren des englischen Volks zu verkünden? Ich thue es nicht. Aber so viel will ich sagen, daß wir vor 24 Jahren die Bevölkerung von Clarence ohne einen Begriff von geordneter Ehe zusammenlebend fanden. Zehn Jahre später war keine Familie mehr außer der Ehe zu finden. Haben nicht Männer, die Englands stolzen Namen tragen, sich bitter beklagt, daß „Fernando Po durch die Missionare verderbt worden sei, daß sie am Sonntag keine Arbeiter mehr bekommen und die Frauen nicht mehr käuflich seien"? Aber Keuschheit und Frömmigkeit waren kein hinreichender Schutz vor den Nachstellungen einiger weniger englischen Gäste, und die Töchter

*) Die Spanier haben bekanntlich im J. 1845 die protestantischen Missionare von Fernando Po verjagt. (S. Miss. Mag. 1863. S. 10.)

Afrikas haben sich vor ihren gemeinen, zuweilen in der Trunkenheit verübten Angriffen oft in meine Wohnung oder in die Häuser unserer angesehensten Männer flüchten müssen.

Hauptmann Burton, ich kann aus langer Bekanntschaft mit der Gemeinde von Fernando Po furchtlos und fröhlich versichern, daß die weiblichen Mitglieder derselben in ihrer Gesammtheit durch ihre anspruchslose Frömmigkeit und ihren festen Glauben eine Zierde ihres Geschlechts waren.

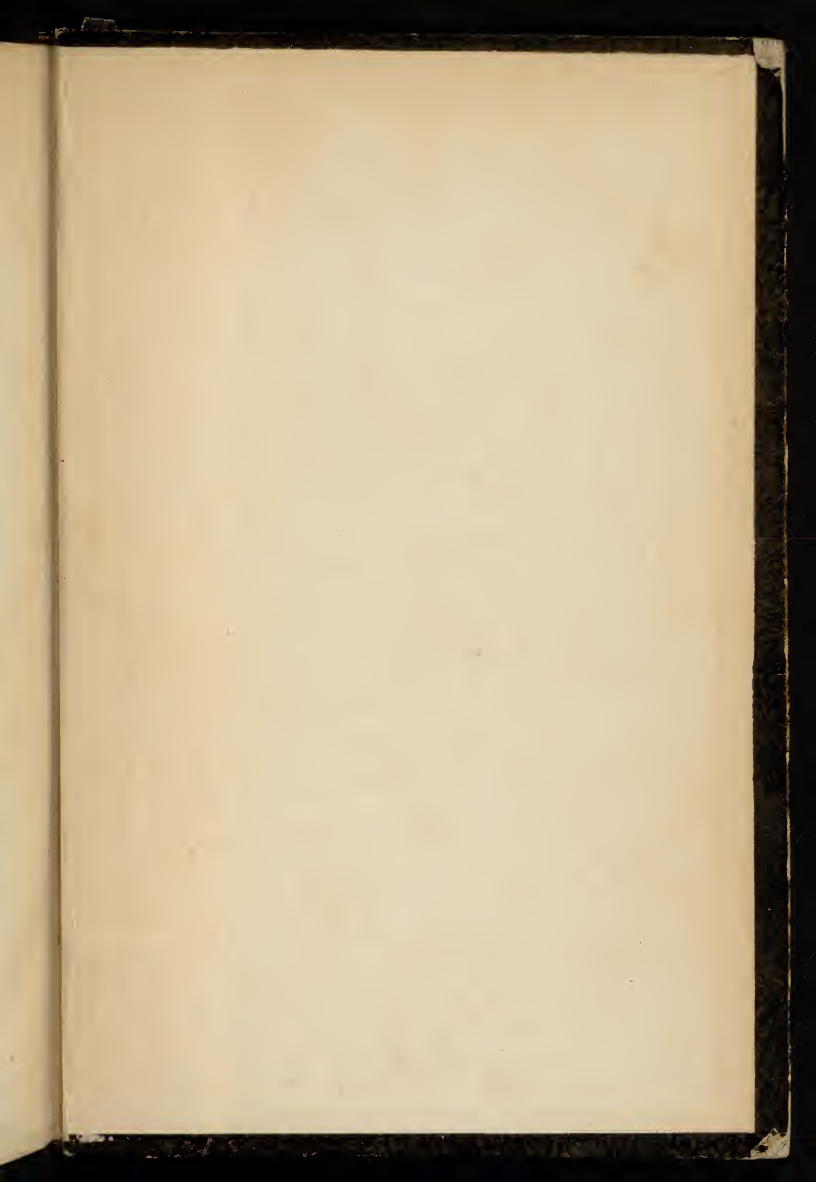
Genug von der Insel! gehen wir nach Bimbia. Dort lebte am Abhang des Hügels Moindu, deren Gesichtsbildung und Lebensweise Einen wohl an die verächtlichen Namen erinnern konnte, mit welchen Ihr gelehrtseinwollende Herren diese Afrikaner zu bezeichnen pflegt. Die Geschichte von der Liebe des Heilands wurde ihr wieder und wieder erzählt. Nach einigen Monaten kam sie zu dem Lehrer mit einem vor innerer Bewegung fast zerspringenden Herzen und stammelte in gebrochener Rede: „Der Lehrer hat mir viel gesagt; kaum hörte ich diese Dinge, so giengen mir die Augen auf, aber der Lehrer kommt nicht mehr; will er mich verderben lassen; wer kann mir sonst helfen; o sage mir mehr von dem, der starb, um uns zu erretten!" Diese Frau hörte noch mehr, sie wurde eine demüthige Jüngerin, und nach mehrjährigem gottseligem Wandel starb sie in der Hoffnung eines Lebens jenseits des Grabes.

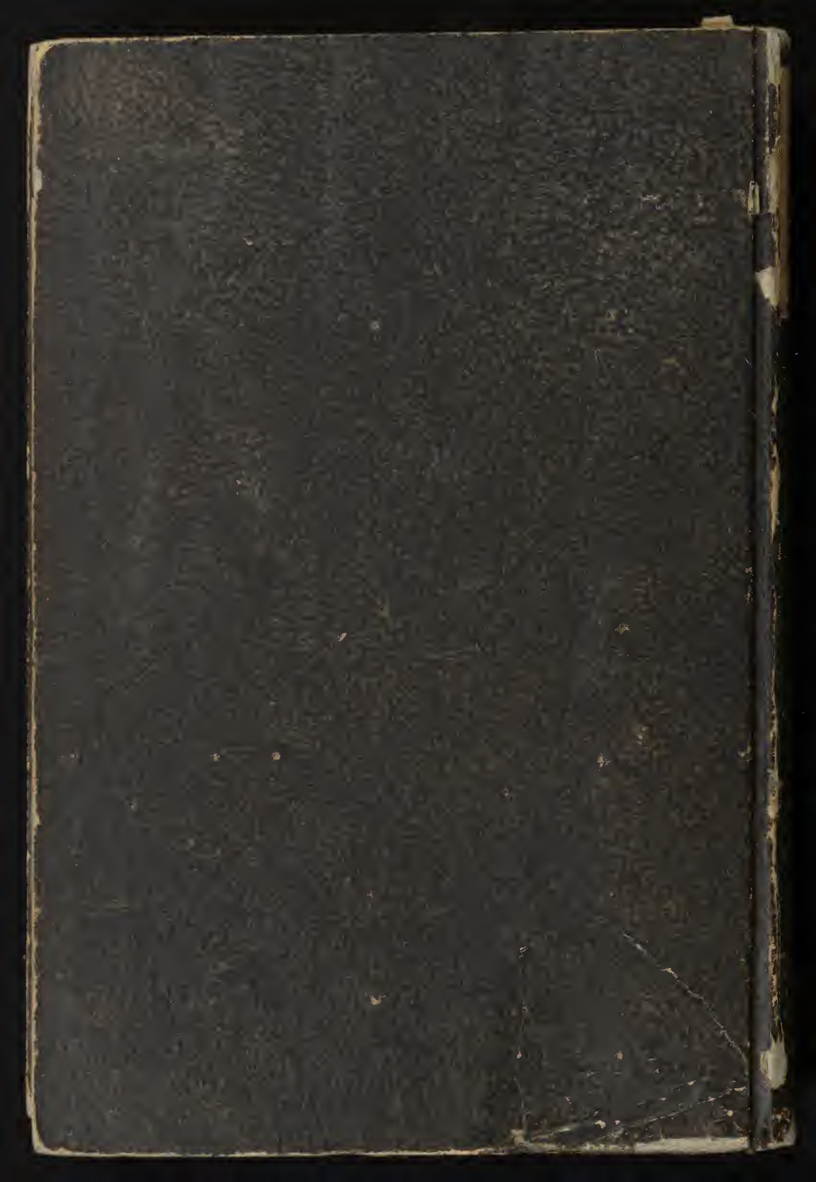
Moindu war nicht die einzige Christin in Bimbia; Männer und Weiber nahmen am Gottesdienste Theil; viele von ihnen sind jetzt gestorben. Auch der aufopferungsvolle Lehrer ist gestorben, aber Einige leben noch und sind ihrem Bekenntniß getreu.

An den Ufern dieses Flusses lebte der Häuptling Ediker. Er war ein Heide; aber war er ein „Thier"? Jahrelang hörte er aufmerksam das Wort des Lebens. Er dachte viel darüber nach. Er machte Fragen. Der Unterricht war an ihm nicht verloren. Er wurde immer aufgeweckter und wißbegieriger. Er war oft bei mir. Endlich sagte er: „Lehrer, ich bin im Dunkeln. Ich höre alles, was Du sagst; ich fühle, daß es wahr ist. Aber Ihr Engländer habt die Bibel schon lange gehabt; warum habt Ihr sie nicht meinem Vater geschickt? Sie schickten Schiffe, sie kauften und stahlen unsere Leute und Sklaven. Dann hörten sie auf und fiengen an Oel zu kaufen. Sie bringen uns Kleider und Flinten und Pulver und Branntwein. Sie berauben uns, sie betrügen uns, sie erschlagen

uns; der Branntwein macht die jungen Männer zu Zänkern und tödtet die alten. Euer Volk fürchtet Gott nicht und glaubt nicht an die Bibel. Wie kommt das? Ich bin in Unruhe um meinen Vater. Er war ein guter Mann; er stahl nicht; er betrog nicht; er tödtete nicht. Aber er hörte nie von dem Wege des Lebens durch den Herrn Jesum. Niemand sagte ihm davon, und wo ist er jetzt?" Die Zeit fehlt mir, auch nur den zehnten Theil seiner Worte zu wiederholen; aber ich frage, war dieser forschende, denkende und endlich gläubige Afrikaner ein Affe? Er wurde ein Christ, und wer kann an dem ferneren Leben dieses Mannes bis zu seinem Todestag einen Mackel finden?

Und was könnte ich Alles erzählen von „Ntepe", von „Tondi", von „Longe", von „Nkwe", von „Ngwa", von einer Menge Lebender und Todter! Und die christliche Gemeinde um uns her, sie ist schwach an Erkenntniß, sie begeht viele Unwissenheitssünden, und sie zu lehren und den rechten Weg zu leiten, ist unser beständiges Bemühen. Und Ihnen oder jedem Andern werden wir dankbar sein für die Aufdeckung einer einzigen schlechten That. Sie soll keine Stunde ungerügt bleiben. Hauptmann Burton, ich muß schließen. Wo möglich werde ich bald eine Stunde benützen, um von Afrikas „gemeiner Literatur" zu sprechen. Unterdessen scheiden wir. Ich ehre das Andenken der Todten, der Missionare wie der Bekehrten. Ich achte die Lebenden, die ich mit Schwierigkeiten, Trübsalen und harter Arbeit ringen sehe, und die täglich mannhaft mit Versuchungen und feindseligen Einflüssen kämpfen; und im Namen der Todten und der noch Lebenden, sowie in meinem eigenen, werfe ich alle die groben Verleumdungen, welche Sie gegen die afrikanischen Christen geschleudert haben, auf Sie selbst zurück.





Livingstone's
Entdeckungsreisen am Zambesi.
(Fortsetzung.)

4. Weitere Reisen bis zum Anfang des Jahres 1864.

Am 23. November 1860 traf Livingstone nach etwas mehr als sechsmonatlicher Abwesenheit wieder in Tette ein. Nach zehntägiger Rast wurde zum letzten Male der mit großer Mühe zusammengeflickte „Asthmatiker" bestiegen, um zur Küste hinabzufahren. Kaum konnte indeß das erbärmliche Fahrzeug flott erhalten werden; jeden Tag gewahrte man einen neuen Leck; das Wasser drang fast in alle Räume herein. Am 21. Dec. fuhr das Schiff auf eine Sandbank auf, und da der Strom über Nacht bedeutend stieg, waren am andern Morgen nur noch die Spitzen der Masten sichtbar. Glücklicher Weise wurde der größte Theil der Ladung gerettet; die Reisenden mit ihrer Mannschaft feierten Weihnachten auf einer Flußinsel und fuhren dann auf den von Senna herbeigeschafften Booten weiter. Am 4. Jan. 1861 liefen sie in den Kongone ein, vor dessen Mündung am 31. der „Pionier", das ihnen von England zugeschickte Schiff, zwei Monate verspätet, anlangte. Zu gleicher Zeit trafen auch schon die Missionare ein, welche, angeregt durch Livingstone's seitherige Forschungen, die Universitäten Oxford und Cambridge an die Ufer des Schire und Nyassa sandten. Die kurze Geschichte dieser centralafrikanischen Mission unter dem sel. Bischof Mackenzie wird in diesen Blättern ausführlicher besprochen werden, daher übergehen wir hier den Theil von Livingstone's Reisen, der mit derselben verflochten ist, um ihm noch an die Ufer des nördlich vom Kap Del-